Mechernicher Volkszeitung

Nr. 26 — Amtliches Bekanntmachungsblatt für die Bürgermeisterei Mechernich — 15. November 1932

An die kath. Männerwelt

Immer stärker und fühlbarer reißt die grauenhafte Gejagtheit der Gegenwart an den Nerven der Menschen; immer wilder wird der Kampf um den Erwerb, immer aussichtsloser die Jagd nach Arbeit, immer trostloser die Lage in politischer, sozialer, wirtschaftlicher und auch religiöser Beziehung. Krise hier, Krise dort, Krise überall. Es gibt fast kein Lebensgebiet, auf dem nicht von einer Krise die Rede ist. Willst du, katholischer Mann, aus aller krankhaften Problematik heraus? — Willst du, daß Glück, Zufriedenheit und Frohheit in dir Einzug halten? — Willst du lernen wahre Lebensweisheit, die Welt von hoher Warte aus zu betrachten und den Unterschied erkennen zwischen Weltlust, lautem Vergnügen und wahrer, ausgeglichener Herzensfreude? Willst du Licht in dem Nebel, der gleich einem Schleier über unserer Zeit liegt, der Zeit des Lärms, der Hast, der fieberhaften Unruhe und Aufgewühltheit, des rastlosen Vorwärtstreibens, des rücksichtslosen Wettrennens um den Erwerb des Tages? —

Diese Erkenntnisse können nur in zurückgezogener Stille, in heiligem Schweigen der Exerzitien aufgehen. Sammlung, Besinnung und Gesundung in dieser verworrenen, krankhaften Tempostei gerung der Zeit braucht jeder kath. Mann, möge er einen Beruf ausüben, den er will; denn nicht Demonstrationszüge oder große Massenversammlungen bringen das Heil in der Not, sondern nur einzig und allein die Exerzitien, welche Weisheit und Liebe, Glück und Frieden bringen, dir und der menschlichen Gesellschaft.

Darum tue möglichst bald deinen Entschluß kund, an den in diesem Winter in Rettersheim stattfindenden Exerzitien teilzunehmen.

Bist du erwerbslos, komme mit! Drückt dich Elend und Not, komme auch du mit! Bist du in Verzweiflung, greife zu dem Rettungsmittel aus der Not und komme; denn für alle Leidgeprüften, alle Leidbedrückten ist das einzige Mittel, das von vielen nicht gekannt, jedoch Wunder wirkt, aber in jedem Falle hilft: „Exerzitien!" J. B.

Freiwilliger Arbeitsdienst

Bei Eröffnung der Arbeitsdienstprojekte unserer Gemeinde konnten wir leider nur wenige Jugendliche aufnehmen. Es ist nun der Pfarrgeistlichkeit gelungen, für alle Jungmänner zwischen 16 und 25 Jahren Arbeitsdienstmöglichkeit zu schaffen. Nach Uebereinkunft mit der Leitung des FAD. in Burgsey nehme ich am Dienstag, Donnerstag und Freitag, nachmittags von 4—5 Uhr, in meiner Wohnung Meldungen entgegen.

Bedingungen: Es handelt sich um Rodungsarbeit, Arbeitskleidung (und evtl. Werkzeug) ist selbst zu stellen. Frühstück und Mittagessen werden im Lager Mechernich verabreicht. Nach der jugendpflegerischen Betreuung gehen abends die Dienstwilligen nach Hause. Ausgezahlt werden nach der augenblicklichen Gesetzgebung 6.— RM. für die Woche.

Meurer, Kaplan.

Freiw. Sanitätskolonne Mechernich

Mechernich, 15. Nov. Die für Sonntag, den 13. November einberufene Versammlung der freiwilligen Sanitätskolonne im Vereinslokale Brendt-Mahlberg wies einen zahlreichen Besuch auf. Der Vorsitzende, Amtssekretär Pick, eröffnete die Versammlung und erteilte dem Geschäftsführer Manderfeld das Wort, welcher das Protokoll der letzten Versammlung bekannt gab. Es fand einstimmige Annahme. Nach Prüfung und Erläuterung der Kassengeschäfte, erteilte man dem Geschäftsführer einstimmige Entlastung. Weiter wurde noch beschlossen, am Sonntag, den 27. November ds. Js. mit dem neuen Winterlehrgang zu beginnen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn recht viele von dieser Einrichtung Gebrauch machen würden und sich ebenfalls unter dem Leitmotiv: „An jedem Ort, zu jeder Zeit, alle Zeit hilfsbereit", in den Dienst der Allgemeinheit stellen würden. Anmeldungen hierzu nehmen entgegen der Vorsitzende, Amtssekretär Pick, Kolonnenarzt Dr. Kellendonk, sowie der Geschäftsführer Manderfeld. Am Schlusse wurden sodann noch die Beiträge eingezogen. Gegen 11,30 Uhr konnte dann der Vorsitzende die Versammlung mit dem Gruße: „Alle Zeit hilfsbereit!" schließen. Am Nachmittag beteiligte sich die Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz nach an den Uebungen der Feuerwehr des Amtes Mechernich. Ueber diese Veranstaltung bringen wir noch einen ausführlichen Bericht.

Wohlfahrtsbriefmarken.

Mechernich, 14. Nov. Vom hiesigen Bürgermeisteramte erfahren wir, daß ab heute, wie auch in den Vorjahren, wieder Wohlfahrtsbriefmarken zum Verkaufe gelangen. Die Erträge hieraus dienen zur Linderung materieller Notstände im ganzen Reichsgebiet. In erster Linie soll der Ertrag zur ergänzenden Fürsorge für Notleidende aller Bevölkerungskreise Verwendung finden. Wohlfahrtsbriefmarken sind ab heute beim hiesigen Bürgermeisteramte, Zimmer Nr. 5, zu haben.

Das Spiel vom Tode

Mechernich, 12. Nov. „Gevatter Tod" war das Theaterstück betitelt, das gestern von den Kolpingssöhnen im kath. Vereinshause aufgeführt wurde. Das Spiel war zeitgemäß gut gewählt, weil wir noch alle ziemlich unter dem Eindruck von Allerseelen standen, dann aber auch, weil unsere Zeit ohnehin ernst stimmt. Trotz allem jedoch brauchte sich keiner zu gruseln, im Gegenteil wirkten sogar einige Momente tragikomisch. Das Spiel war gut und hatte allen viel zu sagen die gekommen waren, ein Theaterstück voll ernster Lebenswahrheit zu sehen. Diejenigen zwar, deren Lebensauffassung weniger ernst eingestellt ist, mögen nicht ganz befriedigt gewesen sein. Es wäre zu wünschen, daß bei jenen auch solche Stücke rechten Widerhall fänden. Die Einlagen des Kirchenchores unter der bewährten Leitung seines Dirigenten Willy Braun fügten sich passend zum Spiel. Alles in allem darf man sagen, daß alle diejenigen, die gesammelt den Darbietungen der jungen Spielschar gefolgt sind, recht befriedigt nach Hause gegangen sind. Störend und wirklich stillos empfand man im Hintergrund des Saales die Anwesenheit einiger rüpelhafter Elemente, die sich durch Pfeifen und Lärmen bemerkbar machten. Es müßte Vorsorge getroffen werden, daß Derartiges in Zukunft nicht mehr vorkommen könnte. — Am kommenden Mittwoch (Buß- u. Bettag) 4,30 Uhr, wird für die Kinder gespielt. Am Freitag 7,30 Uhr für den freiw. Arbeitsdienst (Eintritt 10 Pfg.) Am Sonntag wird mit Rücksicht auf die Auswärtigen das Spiel um 6,30 Uhr nochmals aufgeführt.

Silberne Hochzeit.

Mechernich, 15. Nov. Am Sonntag, den 20. November feiern die Eheleute Theodor Cremer und Josepha Cremer geb. Kurtenfiesen, im Oberfeld, das Fest der silbernen Hochzeit. Herr Cremer ist bei der Gewerkschaft Mechernicher Werke als Nachtwächter tätig. Auch war es seiner Ehefrau vergönnt, vor ein paar Jahren das silberne Dienstjubiläum bei der Fa. Löwenstein zu begehen.

Theaterverein Roggendorf.

Roggendorf, 12. Nov. Vergangenen Sonntag konnte der hiesige Theaterverein seine Theateraufführung vor einem besetzten Saale zur Aufführung bringen. Oft wurden die Lachmuskeln der Zuschauer auf eine harte Probe gestellt. Beim Schluß der Aufführung konnten die Spieler mit der Gewißheit nach Hause gehen, den Anwesenden einige genußreiche Stunden bereitet zu haben.

Aus den Vereinen

Arbeiterverein Mechernich.

Mechernich, 15. Nov. Vom Bezirksverband der kath. Arbeitervereine ergeht die freundl. Einladung zur **Herbstdelegiertenlagung** der kath. Arbeitervereine in Mechernich bei Brendt-Mahlberg, am 20. November. Tagesordnung: Begrüßung (Bezirkspräses Pfr. Retten, Bleibuir). Stand der Bewegung (Link), Gegen Volksentrechtung und Volksknechtung (Schriftleiter Jansen, in Köln), Aussprache und Anträge der Vereine. — Schlußwort, Verschiedenes. Wir bitten unsere Vereine um zahlreiche Beteiligung. Wir fangen punkt 2,30 Uhr mit unsern Beratungen an. Die Wichtigkeit der Tagesordnung ist schon durch die gefahrdrohende Lage des deutschen Volkes, insbesondere der Arbeiterschaft, gegeben.

Obst- u. Gartenbauverein für das Amt Mechernich.

Am Freitag, den 18. November, nachmittags 5 Uhr, Vorstandssitzung bei Karl Wirtz, Bahnstraße. Erscheinen aller Vorstandsmitglieder ist erwünscht. Der Vorsitzende.

Männer-Gesangverein Mechernich. Am Mittwoch (Buß- und Bettag) abends 7 Uhr Probe für den Mechernicher Harmonieverein, anschl. um 8,30 Uhr erste Gesamtprobe für Chor und Orchester im Saale des Eifeler-Hofes.

Filmschau

Mechernicher Lichtspiele. Morgen, Buß- und Bettag, sehen und hören wir den großen Tonfilm, ein atemraubender Kriminalschlager „Das gelbe Haus des Ring Fu". Der ewige Kampf zwischen Verbrechertum und Polizei bildet das Motiv dieses in tollstühnem Tempo gespielten Tonfilms in San Franzisko, im Chinesenviertel in einer berüchtigten Opiumhöhle und Kneipe. Blonde, hübsche, weiße Mädels werden hierhin verschleppt. Auch die Hauptdarstellerin (Charlotte Suse) ereilt dieses Schicksal, wird aber von ihrem Bräutigam mit Hilfe der Polizei befreit. Im Beiprogramm „Sein Herzensjunge". Ein Lebensschicksal, ein dramatischer Film, der vom ersten bis zum letzten Meter packt und fesselt. Voranzeige für Samstag und Sonntag, der Großtonfilm „Herzen in Flammen!" mit Marlene Dietrich in der Hauptrolle.

Evangelische Gemeinde Roggendorf.

Am Buß- und Bettag, den 16. Nov., nachm. 4,30 Uhr Gottesdienst mit Feier des hl. Abendmahles.

Trocken

Vorhersage: Winde wechselnder Richtung, teils heiter, teils wolkig bis neblig, trocken, Nachtfrost.

Wegen des Buß- und Bettages erscheint die nächste Nummer unserer Zeitung am Donnerstag den 17. November.

Makulatur

(alte Zeitungen)

hat abzugeben

Geschäftsstelle der

Mechernicher Volkszeitung

Bahnstraße

Das Amt Mechernich nach dem Kriege

Fortsetzung

Aus der Waisenhauschronik

Mit Beil und Wägelchen zogen wir mit unseren Kindern in den Wald und suchten Holz und füllten dürre Bäume und Aeste in dem Waldrevier der Gewerkschaft. Und gut, daß wir vorgesorgt hatten. Schon bald setzte grimmige Kälte ein und kein Koks war da. Oefen wurden aufgestellt. Mitfühlende Familien aus dem Dorf liehen uns Oefen für diesen Winter. Die Rohre zum Fenster hinaus. Vom 8. Dezember bis anfangs März kein Licht, weil die Gasfabrik streikte; wir behalfen uns mit Karbid und Petroleum.

Karbidlampen und Oefen waren die Magnete im Kreuzerstift, wo die waren, da gabs Leben, da wars drollig, mollig und gemütlich. Alle Bewohner des Stiftes sind im Winter 1923/1924 gut „geräuchert" worden, und die Stunden bei spärlichem Licht und warmen Ofen, wo Geschichten und Märchen aus guten alten Zeiten erzählt wurden, werden uns unvergeßlich bleiben."

Es bestanden seit April 1923 scharfe Bestimmungen über den Straßenverkehr und das Ueberschreiten der Eisenbahn. Die Bahnübergänge der Eisenbahn an der Weiserstraße, Turmhofstraße, zu Burgsey und Roggendorf-Strempt waren nur von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gestattet, an der Friedrich-Wilhelmstraße und zu Strempt von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends. Die kleinen Bahnübergänge wurden vollständig gesperrt. Zuwiderhandlungen wurden durch Erschießen bestraft. Die gleiche Drohung erging an jeden, der sich dem Bahnkörper im Ort auf 1 m und draußen auf 100 m zu nähern suchte. Zum Bahnschutz wurden eine Menge schwarzer, brauner und anders gefärbter Truppen verwandt. In der ersten Mainacht 1923 wurde die Bahnüberführung am Burgseyer Hof von unbekannter Hand gesprengt. Tagelang ruhte der Verkehr. Der mehrmals verhängte Belagerungszustand und die Verkehrsbeschränkungen an den Bahnübergängen wurden am 28. Mai 1923 aufgehoben.

Eine Ueberwachung der Bahnübergänge zum Schutze der Passanten war fortgefallen. Infolge des mangelnden Schutzes wurden im Jahre 1923 zwei Kinder — ein dreijähriges Mädchen und ein Schulknabe — von Regierzügen getötet. Ein weiteres Todesopfer des passiven Widerstandes war ein in Kalscheuren beschäftigter Arbeiter aus Mechernich, der auf dem Heimwege von der Arbeit in Euskirchen mit seinem Fahrrad unter ein Lastauto geriet. Er hinterließ Frau und vier kleine Kinder. Auch die die höheren Schulen in Euskirchen besuchenden Kinder (etwa 70), die normalerweise die Bahn benutzten, wurden monatelang der Schule ferngehalten, wenn sie nicht in Euskirchen unterkamen. Viele Euskirchener Familien zeigten sich hier opferwillig, trotzdem sind schwere Gesundheitsschädigungen bei diesen jungen Menschen festgestellt worden, da die Wegestrapazen zu anstrengend waren.

Wie sich die gesundheitsstörenden Auswirkungen des Krieges und des Nachkrieges bei den Schulkindern zeigten, mag ein Befund des Kreisarztes Dr. Hurck aus dem Jahre 1921 dartun. Von 546 untersuchten Mechernicher Schulkindern waren nur 105 gut genährt, 254 wurden als genügend, 123 als mangelhaft und 64 als ungenügend ernährt bezeichnet.

Vom 2. Mai bis 29. Juli 1921 fanden im Waisenhause für 110 Schulkinder sogenannte Quäkerspeisungen statt, für die pro Kind und Mahlzeit 25 Pfennig zu entrichten waren.

In Mechernich sind 4 Ausweisungen von Bahnangestellten vorgekommen, 2 weitere wurden der Wohnung verwiesen. Als Beigeordnete standen dem wackeren Bürgermeister Hüsgen zur Seite die Herren Kurth und Dr. Lenze seit dem 23. April 1923.

Die Arbeiter wurden aus der Rhein-Ruhrhilfe versorgt. Im Amt Mechernich waren es gegen 2000. Schon am 20. 3. 23 beklagte sich Bürgermeister Hüsgen, daß die Besatzung die Beträge für den Arbeitslohn und die Notstandsarbeiten beschlagnahme. Er könne keine Gewähr für Ruhe und Ordnung leisten, wenn das so fortgehe. Später wurden die Gelder durch Vertrauensleute übermittelt.

Als der Winter 23/24 nahte, wurde ein Teil der Bürgerschaft unruhig und versuchte, auf eigene Faust die Heranschaffung von Brand und Kartoffeln. Im Deichmannschen Besitz zu Burgsey und Holzheim wurden rücksichtslos ganze Lichtungen in die schönsten Buchenbestände gehauen. Kuckholzheim schätzte die auf seinen Aeckern durch Hordenbiebstahl entwendeten Kartoffeln auf 250 Ztr. (Im Mai 1924 erhielt er dafür eine Entschädigung vom Reich).

Die unzähligen Verbote von Zeitungen, Filmen, Büchern, vaterländischen Liedern, die Verfügung von Tanzanmeldungen, Brennstoffangaben, Prozessions- und Vereinsmeldungen können hier nur gestreift werden. Sogar die neuen Kegelklubs „Bretfieger" und „Alle Neun" bedurften der militärischen Genehmigung. Nun kann man dem belgischen Delegierten zu Schleiden keine sonderlich schikanöse Behandlung zusagen, wenngleich manche Verkehrsstrafen usw. verhängt wurden.

Die Regie hatte 8 Wohnungen für ihr Personal beschlagnahmt, die mit neu beschafften Möbeln ausgerüstet wurden. Diese wurden später mit manchen Stücken aus Privatbesitz abtransportiert.

Der Belästigungen und Lasten wurden nachgerade zuviel. Niemand hatte mehr rechte Arbeit. Trotz alldem haben wenige die Regiebahn vor der Freigabe benutzt. Und auch dann noch fuhr alles letzter Klasse, auch die, die sonst in Polstern heimisch waren.

Doch vorher hatten wir noch den Separatismus.

In Mechernich hat die Bevölkerung oft in Abwehrbereitschaft gestanden. Vor dem Rathaus und den umliegenden Schulen lagen Mengen von kantigen Hüttenschlacken als Wurfgeschosse haufenweise. Sie sind nie benutzt worden. Es war erhebend zu sehen, wenn das Volk zusammenlief, wenn es hieß: „Sie" sind unterwegs. Aber die Separatisten haben Mechernich gemieden. Es kam nur zu einer größeren Aufregung, als ein als Separatist bekannter Müller sich von einigen Leuten bedroht fühlte, schoß, und einen Arbeiter verwundete. Er konnte sich zu seinem Glück in das Bahngebäude flüchten. Aber eine Anzahl Mechernicher Arbeiter, angeregt vom Bürgermeister Hüsgen, spielten eine ahuptrolle bei der Vertreibung der Separatisten aus dem Kreise. Sie brachten tatsächlich den Stein ins Rollen, als sie am 25. Oktober 1923 in Kraftwagen zuerst nach Gemünd und dann nach Schleiden zogen. Auch in Heimbach, Juntersdorf und anderswo haben sie sich ehrenvoll an der Säuberung beteiligt. So hat Mechernich keinen Separatistenüberfall erlebt, „leider" sagte mancher, „wir waren abwehrbereit".

Die weiteren Jahre brachten ab und zu englische und französische Manöver. Das gab wiederum Quartierlasten. 1924 lagen im Amtsbezirk (ca. 7000 Einwohner) 114 Offiziere und 6800 Mannschaften lagelang im Quartier. 1925 nahm Roggendorf/Lorbach und Harzheim 750 Mann auf, während Mechernich 1925 und 1927 verschont blieb, weil die Gewerkschaft jedesmal für 180 Mann und 120 Pferde Fabrikräume hergab. Nach 1928 manövrierten Franzosen in der Gegend. Endlich kam der 1. Dezember 1929 und damit der Tag der Befreiung, vom Amtsbezirk Mechernich würdig und von den Menschen mit dankbar frohem Herzen gefeiert.

*

Nur die Wahrzeichen eines zehnjährigen Geschehens in der Heimat sind in diesen Zahlen niedergelegt. Was die Heimat erduldete, was die Herzen zusammenschrumpfte, das läßt sich nicht in Zeilen bringen.

Doch mags im alten Vaterland noch so trüb und hungrig hergehen, die Fleischtöpfe der Fremden werden den echten, heimatstolzen Mann am Bleiberg nach wie vor nicht locken. Nur von einem möchte er Erfüllung sehen:

Daß die Deutschen einig werden!

Marrix.

St. Martinsfeier in Bussem

hs) **Mechernich**, 14. Nov. Wir bekommen nachträglich noch einen Bericht über den Verlauf der St. Martinsfeier in Bussem. Auch hier wurde St. Martin wie in den Vorjahren in würdiger Weise gefeiert. Besonders erwähnt sei, daß es der rührigen Arbeit des Herrn Schnichels zu verdanken ist, daß der Martinszug auch in diesem Jahre abgehalten werden konnte. Aber auch allen anderen sei herzlich gedankt, die dazu beigetragen haben, dieses frohe Fest der Jugend zu ermöglichen. Am Freitag abend versammelte sich die ganze Bussemer Jugend an der Schneidmühle, wo Herr Lehrer Schiffer die Aufstellung des Zuges anordnete. Die Jugendabteilung des Freiw. Arbeitsdienstes hatte sich ebenfalls eingefunden, um geschlossen am Zuge teilzunehmen. Nachdem alle Fackeln angezündet waren, kam auch St. Martin hoch zu Roß angeritten. Er wurde von den Kindern mit lauten Hurra-Rufen empfangen. Nun setzte sich der Zug, der durch das ganze Dorf ging, in Bewegung. Am Friedhof sangen die Kinder das mehrstimmige Lied „Liegt ein Kreuz aus Holz und Stein". Dann ging es wieder zum St. Martinsfeuer. Hier wurde von den Kindern abermals ein mehrstimmiges Lied gesungen. Nachdem das Martinsfeuer erloschen war, zog man weiter zur Schule, wo eine kurze St. Martinsfeier gehalten wurde. Pater Rektor Lotter hielt eine kurze Ansprache über das Leben des hl. Martin. Dann richtete St. Martin ermahnende und liebevolle Worte an die Kinder sowie an alle Anwesenden, wobei er darauf hinwies, man solle nach dem Vorbild St. Martins mithelfen die Not der Armen zu lindern. Nach dieser Feier bekamen alle Kinder einen Wecken verabreicht, den sie freudigen und dankbaren Herzens entgegennahmen. Dann gingen alle befriedigt über die wohlgelungen und schöne St. Martinsfeier nach Hause.

Zum Buß-Tag

Bußtag ist morgen.

Wenn uns der Klang der Glocke ruft, ruft er uns sonderliche Mahnung zu — die Mahnung, Einkehr zu halten bei uns selber — die Forderung, heut unsere Seele, unser Gewissen zu erforschen und reuig vor uns und vor Gott zu bekennen, daß wir allzumal Sünder sind, Sünder, bedürftig der göttlichen Gnade.

Bußtag! Das ist der Tag, an dem der Christenmensch im Hauptbuch seines Lebens gewissenhaft Posten für Posten noch einmal überprüft, an dem er noch einmal Rechenschaft ablegt über das vergangene Jahr. Wird wohl jeder von uns, wenn er's nur recht ernst meint mit dieser Prüfung, dabei so manches finden, dessen er nicht gerade sehr stolz zu sein hätte. Braucht ja nicht grad eine von den großen Uebeltaten zu sein, von denen, die da vor die Leute kommen, daß sie mit den Fingern auf einen zeigen, als ob man das Kainzeichen auf der Stirn trüge — dergleichen nicht getan zu haben hält mancher schon für ein Verdienst und trägt den Kopf deswegen sehr stolz und gradeaus und weiß gar nicht, daß er sich damit schon wieder der Hoffährigkeit schuldig machte zu allem anderen, das er wie jeder von uns zu verantworten hat an jenen hunderterlei kleinen Fehlern, die wir täglich begehen aus Gleichgültigkeit oder Gedankenlosigkeit: jenen kleinen Unfreundlichkeiten und Lieblosigkeiten unserem Nächsten gegenüber oder auch nur jenen Unterlassungen da, wo unser besseres Ich uns eigentlich ein schnelles, zupackendes Handeln, vielleicht nur ein gutes, tröstendes, eingehendes Wort hätte eingeben sollen.

Hand aufs Herz — wer von uns wäre, der zum wenigsten hier, nicht sein gut Teil zu bekennen hätte an unguten Taten und Nicht-Taten?

Bußtag ist morgen — Tag der Einkehr, der Selbstbesinnung. Legen wir uns deshalb recht ernstlich Rechenschaft ab und ziehen wir gewissenhaft das Facit des vergangenen Jahres — und lassen wir dann, wenn wir dieses Blatt unseres Lebens fein ordentlich abgeschlossen haben, den festen Entschluß, das neue Blatt, das wir nun anfangen, recht sauber und ordentlich zu halten!

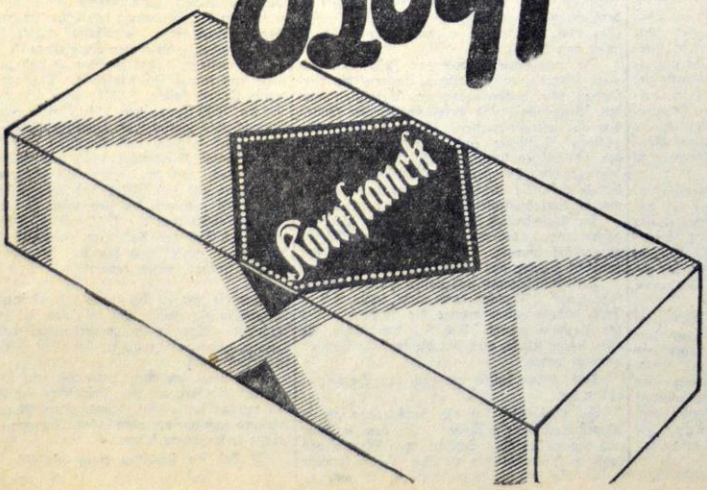
Ritter der Landstraße

Groß ist das Heer der Ritter der Landstraße in der Eifel. Alte und junge, kräftige Gesellen, die die Arbeitslosigkeit auf die Straße geworfen, aber auch schwächliche und elende Leute sind es, die da über die endlosen Landstraßen ziehen, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, überall anklopfend um Hunger und Durst zu stillen. Ganz besonders die stille Eifel scheint immer mehr, wenn auch nicht Ziel, so doch Durchgangsgebiet für das Heer der Wanderburschen zu werden. Und hier ist es vor allem die große Köln-Trierer Straße, die den größten Teil der Wanderer aufnimmt, oder die große Straße Blankenheim-Schleiden-Aachen. — Wie groß der Durchgangsverkehr allein in der Kreisstadt Schleiden ist, beweisen folgende Zahlen: In der Schleidener Herberge wurden im vergangenen Jahre über 5100 Uebernachtende gezählt. Kein Hotel und keine Gaststätte dürfte ähnliche Zahlen aufzuweisen haben. In den ersten neun Monaten des Jahres 1932 ist diese Zahl wieder beträchtlich gestiegen, so daß am Jahresende die Uebernachtungen in Schleiden allein schon an die 7000 heranreichen dürften. Groß sind die Aufwendungen der Kommunen und Klöster für dieses Heer der Bedürftigen. In die Tausende gehen die Ausgaben für Brot allein. Auch die Bewohner der Eifelortschaften, selbst der abseits von den Verkehrsstraßen gelegenen Flecken, wissen ein Lied zu singen von dem Umfang der Bettelei, wie sie sich immer mehr breit macht. Trotz eigener Not und Bedrängnis gibt der biedere Eifeler immer noch gerne von dem Wenigen, das er selbst sein Eigen nennt, wenn auch mitunter der Unwille sich regt, wenn allzuviele Gaben Heischende vorsprechen. Und so sehr man wünschen möchte, daß der allzu großen Bettelei einmal ein Ende gemacht werde, so läßt man einen Hilfe flehenden oder aus der geordneten Lebensbahn Geworfenen doch nicht hartherzig vor der geschlossenen Tür stehen. Drum handelt gerecht nach dem Worte des Herrn: „Was du dem geringsten deiner Brüder getan, das hast du mir getan". Der Lohn für jede gute Tat wird nicht ausbleiben, selbst wenn sie, wie es leider oft genug vorkommt, auch einmal unangebracht gewesen sein sollte.

Freiwilliger Arbeitsdienst in Frohngau.

Im sonst so stillen Frohngau ist es recht lebendig geworden. Der Verein für Jugendwerk und Kinderhilfe in Köln-Sülz, der einen rein caritativen Charakter trägt und eine kath. Organisation ist, hat 75 Arbeitswillige aus dem Lager Burgsey nach hier beordert, um mit Zingsheimer und Frohngauer Arbeitswilligen die Straße Holzmühlheim-Frohngau zu bauen. Im Saale Krump sind die fremden Gäste untergebracht, die unter Aufsicht von Diplom-Ingenieuren stehen, die die Ausmessungen der Arbeiten vornehmen und gleichzeitig überwachen. Die seelsorgerische Tätigkeit der jungen Leute liegt in den Händen des Herrn Ortspfarrers.

Kornfranck
Das Köstliche Kaffeegetränk



sparsam im Gebrauch
100 Tassen aus ½ Pfund für 25 Pfg
hervorragend im Geschmack
fein herb, dem Kaffee am ähnlichsten
bequem in der Zubereitung
1 Eßlöffel mit 1 Liter kochendem Wasser überbrühen und abgießen
gesund wie das tägliche Brot!

Für unsere Frauen

Geselligkeit, die nicht viel kostet.

Mein Mann hat gern Besuch, und ich bin natürlich auch dafür. Es kommt jeder gern zu uns, obwohl wir nur einfaches Abendbrot geben — alles natürlich gut und mit Liebe zubereitet. Und selbstverständlich nett angerichtet auf hübsch gedecktem Tisch. „Bei Euch ist es wirklich viel gemütlicher als bei Ms und Ns, obwohl die immer einen großen Braten haben und sogar Wein — aber man wird doch nicht warm bei ihnen." Solche Leute hören wir öfter.

„Man wird nicht warm bei ihnen" — darin liegt wohl das große Geheimnis. Der Besuch muß sich wie zu Hause fühlen, genau so behaglich, nur kommt dazu noch das fröhliche Plaudern und die mancherlei Anregung, die man im netten Kreise hat. Es braucht wirklich nicht viel zu kosten, alle drei oder vier Wochen ein paar Menschen bei sich zu sehen. Wir sind der Ansicht, es würde mehr kosten, wenn wir öfter in die Cafés oder Restaurants gingen, wie es so viele tun. Aber so kommen wir abwechselnd in befreundeten Familien zusammen und vermissen keine kostspieligen Zerstreuungen.

Natürlich wird nicht bloß geplaudert — es wird ein bißchen musiziert, zur Laute gesungen, einer spielt Geige. Die erwachsenen Kinder tragen auch ihr Teil zur Unterhaltung bei und freuen sich genau so auf die Abende wie die Aelteren. Auch ein Tänzchen wird zuweilen gewagt — unsere Kinder staunen, wenn wir ihnen die alten Tänze zeigen, und sie lehren uns lachend die neuen. Das macht viel Spaß! Sogar kleine Theaterstücke haben wir schon aufgeführt, mit selbst zurechtgemachten Kostümen, die so gut wie nichts kosteten. Einer, der viel Humor besitzt, trägt komische Sachen vor, so daß wir um Abwechslung nicht verlegen sind.

Die Bewirtung ist einfach! Das habe ich zur Bedingung gemacht, als ich diese geselligen Abende anregte. So wie nämlich einer, weil er es vielleicht seinem Einkommen nach kann, mehr gibt, denkt der andere, er muß es nun auch so machen. Wenn es aber seine Verhältnisse nicht erlauben muß er entweder Schulden machen oder — an anderen Tagen für sich und die Seinen den Brotkorb höher hängen, was der Gesundheit schädlich ist und die Arbeitskraft mindert. Wir haben miteinander ausgemacht, nur belegte Butterbrote zu geben, dazu einen Kartoffelsalat mit Wiener Würstchen, hie und da mal ein einfaches warmes Gericht, wie beispielsweise Makaroni mit Schinken in der Form gebacken. Etwas Käse und hinterher Obst, das gerade billig zu haben ist — wem genügt das nicht? Als Getränk dann ein paar Flaschen von dem harmlosen hellen Bier oder mal einen leichten Punsch mit Zitronensaft — bei diesen Genüssen sind wir sehr lustig und möchten mit niemand tauschen. Bitte probieren Sie es auch einmal nach unserem Rezept!

Die Kunst „Nein" zu sagen.

Neinsagen ist schwer. Jasagen ist leicht. Viele Menschen leiden zeitlebens unter dem Unvermögen Nein zu sagen. Da sie keinem etwas abzuschlagen vermögen, erleiden sie selbst schwere Einbußen, müssen beständig Opfer bringen und werden ausgenützt und ausgebeutet. Gerade heute, wo die Zeiten schwerer sind als je zuvor, muß sich jedermann klar darüber sein, wieweit Hilfsbereitschaft und Aufopferung zu gehen haben, und wann Absagen und ein striktes Nein am Platze sind.

Das Verkehrteste ist stets, eine ausweichende Antwort zu geben. Redensarten, wie z. B.: „Wir werden sehen", „vielleicht kann ich es möglich machen" und andere sind sehr gefährlich. Für denjenigen, der sie hervorbringt, bedeuten sie in der Regel bereits von vornherein ein Absage, in dem Zuhörer aber erwecken sie naturgemäß Mut und Hoffnungen. Werden diese aber später vernichtet, so ist das weitaus schädlicher, als wenn es ein glattes Nein gewesen wäre. Hier zeigt sich leider sehr oft eine menschliche Schwäche, durch die man einen andern schwer schädigt.

Jedes Nein, das man ausspricht, muß man vor sich selbst vertreten können. Derjenige, den es angeht, soll davon überzeugt sein, daß es gerecht und vollkommen begründet ist. In diesem Fall wird es auch niemals verletzen.

In unserer so schweren Zeit hat jedermann die besondere Pflicht zur Hilfsbereitschaft. Wenn man eine Existenz retten, eine zerstörte Gesundheit verbessern, davon abhängende Familienmitglieder seelisch aufrichten kann, ist eine Absage nur bei eigener Notlage zu rechtfertigen. Es gibt aber viele Fälle, wo man vor irgendwem ein Geldopfer verlangt, wobei der Betreffende ganz genau weiß, daß er hierbei nicht dauernd, sondern nur vorübergehend helfen würde. Es handelt sich dann in der Regel um leichtsinnige und unverbesserliche Naturen, die immer wieder in alte Fehler zurückfallen. In solchen Fällen ist dann ein glattes Nein selbstverständlich und muß bedenkenlos ausgesprochen werden.

Viele Eltern haben den pädagogischen Grundsatz, den Kindern möglichst viel abzuschlagen, damit sie richtig auf das Leben vorbereitet werden. Die Ansicht ist nicht immer stichhaltig. Das Nein, das man den Kindern gegenüber ausspricht, muß von unendlicher Gerechtigkeit diktiert sein. Ständiges Abschlagen kindlicher Wünsche ist aus dem Grunde gefährlich, weil es den jugendlichen Menschen abstumpft und verbittert. Es gibt übrigens Kinder, die bei Erfüllung ihrer Wünsche eine unglaublich kluge Taktik entwickeln. Bitten, Schmeicheln oder das Abwarten eines Augenblicks, wo sie der Erwachsene gerne los sein möchte, erleichtern das Erlangen des Ja. Hier muß der Erzieher sehr klug vorgehen und wird ohne Festigkeit und eigene Disziplin nicht auskommen. Sehr bedenklich ist es, wenn ein einmal ausgesprochenes Ja in ein Nein und ein Nein später in ein Ja umgewandelt wird. Solche erzieherische Wankelmütigkeiten rächen sich sehr. Denn ein einmal ausgesprochenes Nein muß endgültig und unumstößlich sein, und es darf nicht vorkommen, daß der andere versucht, es umzustimmen.

Vielfach kommt das Nein auch aus angeborenem Widerspruchsgeist hervor. Ein solches Nein ist dann nicht einer inneren Ueberlegung und Ueberlegenheit, sondern menschlicher Schwäche entsprossen. Man muß sich schwer hüten, dieses bedeutsame einschneidende Wort, das das Nein nun einmal bildet, ohne Rechtfertigung auszusprechen.

Erprobte Rezepte.

Bayerische Linsensuppe.

(Zusammengekochtes Gericht). — Für 4—5 Personen, 1—1½ Stunde. Zutaten: 1 Pfund Linsen, 3—4 große Kartoffeln, 1 Büschel Suppengrün, 1 Eßlöffel Mehl, 1 Zwiebel, ½ Pfund Rauchfleisch, 2 Eßlöffel Fett, einige Tropfen Maggi's Würze.

Zubereitung: Die Linsen werden verlesen, gewaschen, tags zuvor eingeweicht und dann im Einweichwasser mit dem feingehackten Suppengrün weichgekocht. Wenn sie etwa halbweich sind, gibt man das würflig geschnittene Rauchfleisch daran und läßt es darin weichkochen. Unterdessen macht man aus Fett und Mehl eine dunkle Einbrenne, dünstet in dieser die feingehackte Zwiebel, löscht mit Linsenwasser ab und gibt sie an die Linsen. In der letzten Viertelstunde läßt man noch die würflig geschnittenen Kartoffeln in dem Gericht weichwerden, doch ohne daß sie zerfallen. Vor dem Anrichten schmeckt man das Gericht auf Salz ab und verbessert mit einigen Tropfen Maggi's Würze.

Maischollen in Apfelwein.

(Für 4 Personen, 40 Minuten). Zutaten: 1 Zwiebel, 1 Petersilienwurzel, ½ Selleriknolle, Salz, Pfeffer und Gewürzkörner, ½ Liter Apfelwein, 4 große Maischollen, 80 g frische Butter, 20 Tropfen Maggis Würze, 2 Eidotter.

Zubereitung: Das vorgerichtete und kleingeschnittene Gemüse nebst Gewürz wird 20 Minuten in dem Apfelwein gekocht. In dieser Brühe läßt man dann die sauber vorbereiteten Schollen auf ganz kleinem Feuer garziehen, nimmt sie heraus und stellt sie warm. Die Brühe wird durch ein Sieb gegossen, die Butter und Maggis Würze schnell hineingerührt und die Soße mit den Eidottern abgezogen.

Würzkoteletten.

(Für 4 Personen). Zutaten: 4 Stück nicht sehr fette Schweinskoteletten, Salz, Ei, Semmelkrumm, Bratbutter, 1 geriebene Zwiebel, ½ Löffel Mostrich, 1 Löffel Kapern, 2 Eßlöffel gehackte Essiggurken, 10 Tropfen Maggis Würze; 175 g Reis, Fleischbrühe aus 2—3 Maggis Fleischbrühwürfeln 30 g Butter.

Zubereitung: Die zurechtgestutzten Schweinekoteletten werden leicht geklopft, gesalzen, in verquirltem Ei und danach in Semmelkrumen gewendet und dann in Bratbutter gar und saftig gebraten. Man legt sie in die Mitte einer heißen Schüssel, dämpft in dem Bratensaft die geriebene Zwiebel mit einem Guß kochendem Wasser gar, gibt Mostrich, Kapern und gehackte Essiggurken daran, kocht alles durch und schmeckt mit Maggis Würze ab. Die würzige Soße wird kochend heiß über die Koteletten gegossen, rund herum legt man einen dicken Reisrand. Für diesen läßt man 175 g Reis in Maggis Fleischbrühe körnig ausquellen und rührt 30 g frische Butter darunter.

Für die kalte Platte.

Eier in Mayonnaisensauce.

Hart gekochte Eier werden halbiert, auf einer Platte angerichtet, mit Mayonnaise übergossen und mit Tomatenvierteln garniert.

Rezept zur Mayonnaise: 6 Löffel Oel, 6 Eigelb, etwas Essig, 6 Löffel Fleischbrühe, etwas Pfeffer und Salz wird in einem Topf gequirlt, in ein Gefäß mit kochendem Wasser gesetzt und so lange gerührt, bis die Sauce anfängt zu steigen. Man nimmt den Topf heraus, quirlt weiter, bis die Sauce abgekühlt ist und stellt sie dann recht kalt. Sie darf nicht kochen. Mit Schwitzmehl kann man diese Sauce noch verlängern und sie so leichter bekömmlicher gestalten.

Allerlei vom Kochen und Essen.

Die Gewohnheit spielt kaum irgendwo eine wichtigere Rolle als gerade beim Kochen und Essen.

*

Was ein Mensch ißt, läßt Rückschlüsse auf seinen Geldbeutel zu — wie aber ein Mensch ißt, daß enthüllt den Grad seiner Bildung.

*

Was nützt einem Menschen das beste Essen, wenn er es sich durch schlechte Laune verdirbt.

*

Will man etwas von einem Menschen, dann sorge man zuerst, daß er gut gespeist hat.

*

Der wahre Kochkünstler kocht nicht nur für den Gaumen, sondern auch für das Auge.

*

Als die Frau den Kochlöffel erfand, gab sie ihm eine Form, ähnlich einem Szepter — sie wußte wohl warum . . .

*

Leider hat nicht der, dem das beste Essen vorgesetzt wird, darum auch immer den besten Appetit.

*

Keine weibliche Zärklichkeit vermag den Mann auf die Dauer schlechtes Essen vergessen zu machen!

*

Hunger ist international — doch der Geschmack hat nationalen Einschlag.

Eier in Aspik.

Hart gekochte Eier werden halbiert, mit Aspik übergossen und mit Gurkenscheiben, Mixed Picles garniert. Man reicht hierzu Bratkartoffeln oder Mayonnaise u. Toasts.

Rezept für einfaches Aspik: In ½ Liter heißer Fleischbrühe löst man 11 Blatt weißer Gelatine auf, fügt etwas Fleischextrakt oder Maggi und Salz hinzu, daß das Aspik einen kräftigen Geschmack bekommt und gießt es über die Eier. Sehr gut schmecken auch Eier und Tomaten abwechselnd in einem Aspikring oder einer Aspikform.

Gefüllte Eier.

Aus hart gekochten, halbierten Eiern wird das Gelbe herausgenommen, durch ein Sieb gedrückt und mit Senf, geriebenem Käse oder Sardellenbutter vermischt. Bei Senf und Käse muß man noch etwas Butter hinzufügen, um die Füllung geschmeidig zu machen. Die Mischung wird in die Eiweißhälften gefüllt oder hübscher mit einer Spritzbeutel hineingespritzt.

Was die Hausfrau wissen muß.

Marmor darf nicht mit gewöhnlichem Sand behandelt werden, weil dadurch leicht Risse entstehen, die das Aussehen beeinträchtigen. Ebenso ist jede Säure als Reinigungsmittel für Marmor ungeeignet. Dagegen ist Seesand ausgezeichnet, weil seine Körnchen rund sind, nicht spitz und eckig, wie beim gewöhnlichen Sand. Petroleum ist unschädlich zum Reinigen, nur muß nachgeseift werden, gut gespült und trocken gerieben.

Wenn beim Kitten die Gegenstände ungereinigt oder gereinigt aber noch feucht sind, hält der Kitt nicht. Wenn man wirklich Erfolg haben will, muß man die zu kittenden Sachen sehr sorgfältig säubern, gut trocknen und leicht anwärmen. Den Kitt nur dünn aufstreichen und dann die beiden Flächen fest aneinander drücken. Die Sachen dürfen nicht eher in Gebrauch genommen werden, bis die gekittete Stelle ganz trocken ist.

Neue Modeeinfälle — Stepparbeit.

In jeder Saison hat die Mode irgend ein Lieblingskind. Diesmal sind es gesteppte Teile an Kleidern, Mänteln, Hüten und Aermeln. Sogar in der Wohnung werden gesteppte Sachen als Neuestes angebracht.

Man unterscheidet verschiedene Arten der Stepparbeit. Die einfachste besteht in geraden parallel verlaufenden Strichen, wie man sie häufig an dem Revers der modernen Kleider und Mäntel oder an den Stulpen derselben antrifft. Komplizierter gestaltet sich die Stepparbeit bei Vierecken oder bei gewundenen und Zickzacklinien. Solche Arbeit ist an Morgenröcken, am Innenfutter der Kostüme und an sehr eleganten seidenen Mänteln anzutreffen. Als Material wird dicke Kordelseide verwendet. Auch die kleinen abnehmbaren Capes können auf diese Weise verziert werden, desgleichen die Schleifenenden der losen Kragenteile, die man so gerne bindet oder malerisch verschlingt. Reizend ist die Idee, den oberen Aermel, etwa bis zu der Stelle, an dem sonst ein Schulterkragen mit ihm zusammenstoßen würde, durchzusteppen. Diese an alte Vorbilder erinnernde Mode scheint überhaupt wegweisend zu sein. Die Wirkungen, die man beim Durchsteppen der Revers und der einseitigen Klappen erreichen kann, sind mannigfach. In diesem Falle wählt man gerne eine vom Kleide abweichende Farbe, denn diese durchsteppte Klappe muß oftmals den einzigen Aufputz bilden. Hier eignen sich leuchtende Farben, die sich dann wohl noch an der Gürtelschnalle und an den Knöpfen wiederholen. Es gibt auch Stepparten, die breit und beinahe wie ein Band wirken. Erinnert sei nur an all die Stepparten, die man an Handschuhen anwendet. Die Handschuhstulpen werden jetzt selbstredend auch sehr breit und augenfällig gesteppt, wenn man es nicht vorzieht, Durchbruchsarbeit in Gitterform anzubringen.

Gesteppte Morgenröcke sind schon seit längerer Zeit in Mode. Jetzt wird diese Verarbeitung auch an billigen Morgenröcken verwendet, wobei man seidene oder kunstseidene Revers mit dieser Verzierung bedeckt. Auch am Aermel und an den Taschen ist eine solche Wirkung gut. Dem gesteppten Hut wohnt ein sportlicher Charakter inne. Dies gilt hauptsächlich von Filz und Samt. Wird aber gesteppte Glanzseide, der sogenannte fertig erhältliche Matelassée verwendet, so sieht solch ein Hut elegant aus und kann selbst am Tagesende getragen werden. Zu einem solchen Hut gehört auch eine aus dem gleichen Material bestehende Krawatte, die und da sogar der passende Muff. Die Mode strebt überhaupt mehr und mehr dahin, zusammengehörige Garnituren zu bringen.

Interessant ist, daß die Mode der Stepparbeiten sogar bei der Wohnungsdekoration nicht Halt machte. Gesteppte Kissen aus Chintz sind im Augenblick das Eleganteste, was es gibt. Sie können höchstens nur noch von gesteppten Taftkissen übertroffen werden. Reizend ist die Anbringung der Stepparbeit lediglich am Rande, der dann breit und flach daliegt. Ganze Bettdecken aus gesteppptem Einsatz oder aus eben solchem Kretonne und Tischdecken in der gleichen Ausführung sind letzter Modeeinfall. Man verwendet gesteppten Kretonne gern für elegante Bucheinbände, die man als Zierstück in der Wohnung auflegte, ferner für Nadelkissen und sogar zur Auspolsterung eleganter Ruhebetten. Die quadratische Form ist hier meist üblich.

Im Pelzmantel, wo man früher Stickerei oder Goldspitze verwendete, um auch die Innenseite so elegant wie möglich zu gestalten, beginnen sich nun gesteppte Futterpartien einzubürgern. Kleine auf die Spitze gestellte Rechtecke sehen in diesem Falle als Steppmotive am besten aus.

Achtung: 60 unter 1000 sind falsch! Die Kaffee-Tee-Kakao-Zeitung in Hamburg teilte mit, daß etwa 60 Pros. aller Malzkaffees, die der zuständige Stelle zur Prüfung eingereicht werden, noch nicht einmal den gesetzlichen Vorschriften entsprächen. Es sind oft überhaupt gar keine Malzkaffees, sondern nichts anderes als einfach gebrannte Gersten. Das Innere der einzelnen Körner solcher „Malzkaffees" ist nicht veredelt worden, sondern ist geblieben, was es war, als die Gerste noch auf dem Halm stand — roher, in Wasser unlöslicher Stärkekleister. Schade, daß es immer noch Hausfrauen gibt, die auf solche „Malzkaffees" reinfallen. Man kann doch heute in jedem Kolonialwarenladen den guten „Kathreiner" haben. Das ist wirklicher Malzkaffee: in jedem einzelnen Kathreinerkorn steckt ein dicker dunkelbrauner Kern aus glitzerndem Röstkaramel — der Röstmalzkern. Wenn der Kathreiner ein paar Minuten lang durchgekocht wird, löst sich dieser Röstkaramel im Wasser auf. Und das gibt dann das Volle, das Vollmundige im Aroma. Der Röstmalzkern macht's! Der Gehalt macht's! Das sagt man mit vollem Recht vom echten Kathreiner . . .

Reisebilder aus Frankreich und Spanien

Von Dr. Anton Jux.

4. Lourdes.

Der Abend senkte sich auf die Pyrenäen nieder. War eine lange Fahrt gewesen von Paris quer durch Frankreich her: 855 Kilometer wies die Fahrkarte aus, die uns um 8 Uhr früh im Care Quai d'Orsay verabfolgt wurde. Außer uns fuhr in dem langen, gut besetzten Zuge, wie wir bald festgestellt hatten, kein einziger Deutscher mit. Fast den ganzen Tag ging es durch fruchtbare Landschaften; beiderseits des Schienenstranges dehnten sich unendliche Getreidefelder. Die Ernte war schon eingebracht oder stand in Garben; jedoch ließ sich nur selten ein Bauer sehen; denn die kaum erträgliche Hitze, die ganz plötzlich mit der beginnenden Woche hereingefallen war, hielt sie im schattigen Bereiche der Höfe und Dörfer fest.

Von Orleans ab ging die Fahrt der Loire mit ihren weingesegneten Ufern und alten Schlössern entlang bis zur grauen Stadt Tours. War soeben der Jungfrau Johanna, der heldenhaften Heiligen Frankreichs, die einst das belagerte Orleans von den Engländern befreite, ruhmgekröntes Bild vor uns aufgetaucht, so ging nun die Rückschau weiter zu Gregor, dem hochgelehrten Bischof, der fast tausend Jahre früher zu Tours der Franken Geschichte schrieb, und zu Karl dem Hammer, der 732 in dem Gefilde zwischen Tours und Poitiers der von Spanien hereingebrochenen Maurenflut mit seinen todkühnen Mannen unter dem Banner Christi siegreich Einhalt gebot und das Christentum des Abendlandes vor dem brausenden Ansturm und der sengenden Glut des Islams errettete.

Seinem Weg, auf dem er die braunen Wüstensöhne hinter die Pyrenäen zurücktrieb, folgten wir nun nach Poitiers und über die Charente bei Angoulême, wo immer noch Acker an Acker und Weingarten an Weingarten sich reihte und behäbige, vor Sonnenglast rot flimmernde Dörfer den Wohlstand der Bauern verrieten, bis unser Zug hinübersprang über Dordogne und Garonne und über eine lange Brücke donnernd in den Bahnhof zu Bordeaux einlief. Freilich wäre hierselbst eine Kostprobe des herrlichen Rebensaftes nicht zu verschmähen gewesen, doch blieb uns keine Zeit, und wir mußten uns mit einem Blick auf Hafen und Kathedrale zufrieden geben.

Mit den Feldern war's jetzt vorbei, der weite, sandige Streifen südlich der Garonne am Meere hin, dem küstenwärts eine Seenkette vorgelagert ist, die als „les Landes" bekannte öde Landschaft, trägt nur niederen Kiefernwald und Heidekraut. Selten ein einsames Gehöft, ein Försterhaus, weit und breit keine Menschenseele; nur die mit der Art angehauenen, schneidig in Reih und Glied stehenden Stämmchen der endlosen Wälder verraten, daß auch hier zuzeiten gearbeitet wird.

Freundlicher wurde es erst wieder hinter dem Adour bei Dax. Als schon die Sterne aufgingen, strebte der Zug ostwärts einem Bergtal mit rauschendem Fluß zu. Längst waren alle, die von Paris herkamen, irgendwo ausgestiegen, auch die Leute mit den beiden kranken Kindern, die à la campagne reisten und in redseliger Weise uns immerfort erzählten. Nur eine freundliche junge Privatlehrerin, die von Santander an der kantabrischen Küste Spaniens kam und nach ihrer Vaterstadt Pau in Urlaub fuhr, war bis dort geblieben. Sie ließ uns von dem kargen Entgelt wissen, das sie nach langen Jahren des Studiums erhielt. Nur die Freude am Kinde selbst und bittere Lebensnot hielten sie beim Beruf. Dann kam schon ein Hotelschlepper aus Lourdes, der vor Verwundern den Kopf schüttelte, als mein Begleiter mit einem Fingerzeig den Rucksack ihm plastisch klarmachte, daß wir darin unseren Vorrat pour manger selbst mit uns trügen und an uns wenig zu verdienen sei.

Eine Stunde vor Mitternacht waren wir am Ziele, in Lourdes, einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der katholischen Welt. Nach kurzem Suchen fanden wir preiswerte Unterkunft im Hotel St. Monique in der Rue des Esperettes und fielen bald in tiefen Schlummer.

Früh schon rasselte der Lärm der Straße und trieb uns hinaus. Milchverkäufer und Bäcker eilten umher, im übrigen strebten von allerwärts die Leute zur Rue de la Grotte hinab. In den Straßen reiht sich ein Geschäft ans andere, dort unten sind auch Verkaufsstände draußen aufgebaut. Ein einziger großer Laden, um all den Tausenden von Pilgern gerecht zu werden. Das Getriebe in den Straßen, auch die Lage der Stadt im Hochgebirge mit dem rauschenden Fluß, erinnerten lebhaft an Oberammergau, und ich glaube, mich mitunter in die schönen Tage der Festspielzeit 1922 und 1930 dorthin zurückversetzt. Ganz Lourdes lebt von den Pilgern, jenes kleine Hirtenmädchen, das einst zur Auserin des Himmels hier wurde, ist dem ehedem unbekannten Gebirgsflecken auch Förderin irdischer Wohlfahrt geworden in ungeahntem Maße.

Da ist es weiter nicht verwunderlich, tut auch dem Wesentlichen nicht Abbruch, daß geschäftstüchtige Leute solche Konjunktur ausnutzen. Stand da vor seinem Laden mit hohen Schaufenstern und glitzernden Auslagen ein Mann, der unablässig allerlei Dinge anpries, „aus echt pyrenäischem Holz" geschnitzt. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, wobei er sich lächelnd als Wiener zu erkennen gab. Mir gegenüber machte er kein Hehl daraus, daß alle seine Sachen aus Nürnberg, vom Thüringer Wald, aus dem Erzgebirge und von der Donau stammten, aber wenn er das den Leuten sage, dann könne er kein Stück mehr verkaufen, weder an die französischen noch an die deutschen Pilger. Auch die schimmernden Steine an den Kreuzen, Armbändern und Broschen seien nichts anderes als geschliffenes Glas. Selbst seine Spezialität, eine kombinierte „Flasche und Pfeife", zugleich als Zigarrenröhrchen verwendbar, die er als echt amerikanisches Erzeugnis bezeichnete, ebenso wie auch einen Gebirgsstock, bezöge er von deutschen Fabriken. Er beteuerte, wer in Frankreich Geld verdienen wolle, der müsse solche Kniffe, die er als noch recht harmlos ansah, anwenden. Seine Erfahrungen auf der großen Pariser Kolonialausstellung hätten ihn zu dieser Auffassung gebracht.

Damals habe er sich um einen Verkaufsstand bemüht, sei aber kurzerhand mit der Begründung abgewiesen worden, Oesterreich besitze keine Kolonien, und nur Angehörige von Kolonialländern würden zugelassen. Von Instanz zu Instanz sei er gegangen, und überall sei ihm der nämliche Bescheid geworden, bis er zuletzt beim Kolonialminister selber vorgelassen worden sei. Und dieser höchstselbst habe ihm den rechten Weg gewiesen: er möge sich an einen französischen Unternehmer wenden und von einem solchen untermieten. Das sei ihm sofort gelungen, und nun habe er seine Sachen ausgestellt, alles „Originalstücke" aus Marokko und Madagaskar, vom Tschadsee und aus Annam, von Neukaledonien und aus Cayenne. Und er habe ein Bombengeschäft gemacht, und die Nürnberger Fabrik habe kaum genug liefern können! Eine Reihe anderer Stände seien Großabnehmer seiner Sachen geworden.

Drei davon hätten schließlich gar einen Ausstellungspreis, eine Goldene Medaille, erhalten für seine „Flasche und Pfeife". Da sei er wieder zum Minister gegangen und habe ein gleiches erbeten, natürlich als Oesterreicher vergebens. Aber dann sei es ihm eine rechte Genugtuung gewesen, als er dem hohen Herrn die Aufklärung habe geben können, daß man die Kunstfertigkeit der „Eingeborenen" von — — Nürnberg und Wien ausgezeichnet habe! — — — Ein Wiener Jude schlägt sich überall durch: Seine nächste Attraktion werden Stocknägel sein, die es bis dahin in Lourdes nicht zu kaufen gab...

— — —

Mich zog es hinab zur wunderbaren Grotte, wo einst im Jahre 1858 an einem Februartag der jungen Müllerstochter Bernadette Soubirous, als sie am Ufer des Gaveflusses trockenes Reisig sammelte, die heilige Jungfrau erschien: in weißem Kleide mit blauem Gürtel, bloß die Füße, eingehüllt in einen schneeigen Schleier, zwei Rosen in der zarten Hand tragend. Hier hatte die hehre Gottesmutter später dem verzückten Hirtenmädchen gesagt, es möge beten für die Sünder, möge für sie die Erde küssen und Buße tun, möge den Priestern melden, daß sie an dieser Stelle eine Kapelle errichten sollten, zu der dann das Volk wallen müsse zu feierlichem Umzuge. „Trinkt an der Quelle und waschet euch daselbst! Esset von den Kräutern, die da wachsen! Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!"

So hatte Bernadette es klar und deutlich gehört, so auch hat sie ihr Gesicht beschrieben. Als arme Ordensschwester ist sie im Jahre 1879 gestorben. Die Kirche hat sie der Schar der Seligen zugeteilt. Und Bernadette hat erleben dürfen, daß der Pfarrer Peyramale dem Geheiß der Gottesmutter gemäß zunächst die Kapelle erbaute, daß die Nachbargemeinden anfangs allein, nach ihnen die gesamte Diözese, dann der ganze Süden des Landes, zur Felsengrotte strömten, um dort am kalten, klaren Quell der himmlischen Gnade teilhaftig zu werden, bis im Jahre 1872 nach dem verlorenen Kriege ganz Frankreich zur Nationalen Pilgerfahrt nach Lourdes aufstand. Und heute stehen wir vor der überwältigenden Tatsache, daß man seit Jahrzehnten von überallher, wo nur katholische Christen wohnen, den gleichen Weg zieht. Hunderttausende und Millionen sind ihn gegangen, und unleugbar steht fest, daß sich vom Felsen zu Lourdes Ströme göttlicher Huld in die gequälten Herzen ungezählter Gläubigen ergossen haben.

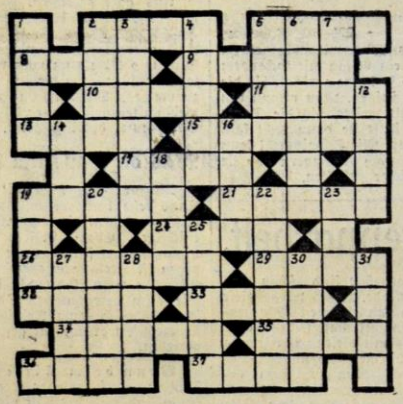
Vor dem herrlichen Gnadenbilde, das oben rechts in der Grotte an der Stelle der Erscheinung schwebt, brachte ein Priester am Altare das heilige Opfer dar. Links über dem Eingang der Höhle hangen am Felsen zahlreiche Krücken, die die dankbare Gesinnung der Geheilten hier als Weihegaben zurückließ. Darunter und rund um den Altar flimmerten Hunderte von Kerzenlichtern, und wo irgend eines erlosch, da warteten zehn andere des Aufglühens. Jedes Lichtlein war Ausdruck inbrünstiger Hoffnung und heiliger Zuversicht, wie sie die Herzen derer füllte, die, eine Leidensschar ohnegleichen, vor der Grotte betend harrten.

Es war eines der Bilder und Erlebnisse, die man mit Worten nicht wiedergeben kann. Ich überschaute etwa hundert arme, kranke Menschen, die alle auf Fahrstühlen lagen, Lahme, Blinde, Lungenkranke, — ein Bild, als ob alles menschliche Elend hier zusammengekommen wäre, zusammengetragen worden sei. Auch auf den Bänken saßen noch viele, deren Gesicht vom Leid gezeichnet war. Da lagen Frauen und Männer, alte und junge, die einen mit fromm ergebenen, die anderen mit schrecklich vor Schmerz verzerrten Gesichtszügen; bleiche, abgezehrte Knaben und Mädchen neben erbarmungswürdigen Greisinnen. Priester schritten durch die Reihen und spendeten allen die heilige Kommunion.

Fortsetzung folgt.

Wer knackt die Nüsse?

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bezeichnen

Waagerecht:

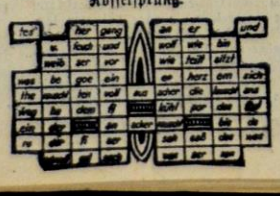
2. Mondgöttin. 5. Männername. 8. Bruder des Kain. 9. Älteste indische Sprachdenkmäler. 10. Frau Abrahams. 11. Kriegsgott. 13. Echtier. 15. Wagenschuppen. 17. Huftier. 19. Schlingpflanze. 21. Koralleninsel in der Südsee. 24. Fluß in Italien. 26. Schwedische Sendestation. 29. Ansprache. 32. Lebenshauch. 33. Nebenfluß des Rheins. 34. Edle Charaktereigenschaft. 35. Gartenblume. 36. Stadt in der Rheinprovinz. 37. Chemisches Element.

Senkrecht.

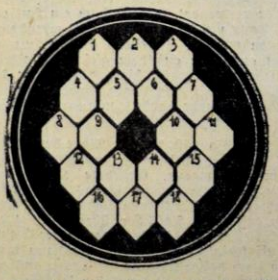
1. Teilzahlung. 2. Traubenernte. 3. Lanzenreiter (Plural). 4. Angehöriger eines türkischen Volksstammes. 5. Stadt in Holland. 6. Wollart. 7. Spanischer Mädchenname. 12. Starker Strick. 14. Rumänische Münze. 16. Geistiger Schwung. 18. Kostbarer Pelz. 19. Südamerikanische Hauptstadt. 20. Herbstblumen. 22. Spanischer Stierkämpfer. 23. Teil des Auges. 25. Grünfläche. 27. Männername. 28. Gebetsschluß. 30. Männername. 31. Paradiesgarten.

•

Rösselsprung.



Magisches Waben-Silbenrätsel



a — a — du — ga — ga — ge — ge — la — ma — ma — ne — ne — ro — ro — sche — sche — sen — sen.

Obige Silben ergeben, richtig in die Felder eingesetzt, symmetrisch die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1—3 = 3—1. Stadt in Abessinien, 1—8 = 3—11. Wohlgeruch, 1—5 = 3—6. Verbrennungsrückstand, 2—5 = 2—6. Wasserbrause, 4—9 = 7—10. Blume (Mehrzahl), 8—16 = 11—18. Zirkusreitbahn, 9—12 = 10—15. Alpenweide, 13—16 = 14—18. Gehalt, Bezug, 13—17 = 14—17. Pracht. 16—18 = 18—16. Zecherei.

•

Rätsel.

Nach ihm wird meist unser Name genannt. Wer Kopf dreht u. er ist als Turner bekannt.

Bezirkbild.

Wo ist der Torwart?

•

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Woche

Waagerecht: 1. Gustav. 5. Iman. 8. Laura. 9. Bagger. 12. Ruin. 13. Eder. 14. Ufer. 16. Alse. 18. Eng. 20. Pilze. 22. Spee. 24. Lan. 25. Cato. 27. Zahn. 29. Raum. 32. Teer. 33. Odessa. 35. Rinde. 36. Roue. 37. Erlaß. — **Senkrecht:** 1. Gabe. 2. Sage. 3. Ale. 4. Varus. 5. Irre. 6. Maurer. 7. Manege. 10. Adria. 11. Graz. 15. Fest. 17. Lech. 19. Regus. 20. Platen. 21. Luzern. 23. Pore. 26. Anode. 28. Arie. 30. Asta. 31. Maus. 34. Der.

•

Visitenkartenrätsel:

Die Dame ist nämlich Ansagerin.

•

Verschlungene Quadrate:

1. Quadrat: 1. Atom, 2. Tula, 3. Olga, 4. Maas. 2. Quadrat: 1. Gase, 2. Asti, 3. Stab, 4. Eibe. 3. Qudrat: 1. Abel, 2. Beta, 3. Etui, 4. Laie.

•

Denkaufgabe:

17 Zebras und 11 Strauße.

•

Bilderrätsel.

„Stolz wie ein Spanier".

•

Visitenkarten-Rätsel.

Anna Rejas

Millionen können sie, niemand kennt sie

Das rosenrote Häuschen.

Eine Erinnerung von Alere Gräfin Brockdorff.

Ich fuhr fast täglich von Kopenhagen mit dem Tram nach Klampenborg hinaus, und täglich hafteten meine Augen neugieriger auf dem kleinen rosa Häuschen, das gar seltsam und verwunderlich zwischen seinen Gefährten, dem Landhaus der Kaiserin-Witwe von Rußland und andern feinen Villen, dastand. Zuerst hatte ich darüber gelächelt und das Häuschen für die farbenfreudige Geschmacklosigkeit irgend eines kleinen Mannes gehalten, aber je öfter ich es sah, je mehr nahm es meine Gedanken in Anspruch. Allerhand fröhliche Phantasien spannen sich darum, denn es sah wie ein fröhliches kleines Haus aus. In einem blühenden Garten lag es, ganz rosenrot gestrichen und nur vier Fenster und eine Tür breit. Zwischen den Fenstern und der Tür waren Holzbalken, mit himmelblauer Farbe bemalt, und vor jedem dieser blauen Balken stand eine riesenhohe Sonnenblume, die fast bis zu dem niedrigen Dach reichte, und deren goldene Blüten freundlich und ehrbar über den Gartenzaun nickten.

Allmählich schien mir das Rosenrot, Himmelblau und Goldgelb wie eine Farbensinfonie nach besonderen Motiven komponiert, und immer mehr war ich überzeugt, daß eine Geschichte dahinter stecken müsse. Vergebens fragte ich Schaffner und Mitreisende danach. Die einen zuckten die Achseln, die andern lächelten, wie ich es zuerst getan hatte, und sagten:

„Hm ein komisches Ding, wie man es nicht oft sieht."

So reiste ich ab, ohne meine Neugierde gestillt zu haben.

Im nächsten Jahre kam ich wieder und fuhr wieder mit dem Tram nach Klampenborg. Aufmerksam spähte ich nach dem Häuschen und fand es unverändert daliegend. Die Wände strahlten noch ebenso rosenrot wie im vergangenen Sommer, die Balken noch ebenso himmelblau, und die Riesenblumen standen wieder vor ihnen in ihrer goldenen Pracht. Stark erwachte wieder der Wunsch in mir, die Geschichte dieses Häuschens zu erfahren.

Der Zufall war mir günstig. Die Trambahnschaffner streikten gerade in Kopenhagen, und merkwürdigerweise taten Studenten jetzt freiwillig ihre Dienste, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Eines Tages blieben wir dicht vor meinem Häuschen stecken, und der ziemlich ratlose junge Führer wußte nicht, wann er seinen Wagen wieder in Ordnung haben würde. Wir schien dies ein Schicksalswink. Kurz entschlossen stieg ich aus und ging vor dem Ziel meiner Wünsche auf und ab. Wie kam ich nur hinein? Im Garten blühten zwischen hochstämmigen Rosen allerlei altmodische Blumen, und plötzlich blieb mein Auge auf großen Büschen meiner Lieblingsblume aus Kinderzeiten haften: „Jungfrau im Grünen" nannten wir die lichten, weißlich-blauen Blüten, die ganz im zarten Grün eingesponnen sind, und deren botanischen Namen ich niemals kannte. Die wuchsen im Garten der Großeltern, und nie wieder sah ich sie seitdem.

Ich wollte fragen, ob man mir nicht einen Strauß davon verkaufte, und einmal im Garten drin, ging ich nicht eher, als bis ich erfahren hatte, was ich wollte.

Auf mein Klingeln öffnete eine weißhaarige, rotbackige Frau mit freundlichen Zügen. Sie sah so appetitlich wie das Häuschen selber aus, das mußte die Besitzerin sein. Und ich hatte mich nicht getäuscht, sie war es. Als sie meine Frage hörte, schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Verkaufen, nein," sagte sie, „aber wenn die Dame ein Sträußchen von mir annehmen will, dann gebe ich es herzlich gern."

Natürlich nahm ich mit Dank an und wir sprachen über die Blumenpracht im allgemeinen und die „Jungfrau im Grünen" im besonderen. Eigentlich hätte ich mich nun verabschieden müssen, aber das brachte ich nicht übers Herz.

„Ihr Häuschen interessiert mich schon seit vergangenem Jahr", sagte ich, direkt auf mein Ziel losgehend.

Erstaunt sah die Frau mich an.

„Mein Häuschen?" fragte sie ungläubig. „Sieht mans überhaupt in der stolzen Nachbarschaft? Nun, es mag ja sein, daß Sie auch darüber gelächelt haben, wie so viele es tun. Vielleicht dachten Sie, da müssen närrische Leute drin wohnen."

Jetzt war die Reihe des Staunens an mir. Wie merkwürdig genau die Alte wußte, was die Leute dachten! Ich antwortete nicht gleich, und sie fuhr fort: „Ja, ja, wer baut an die Straßen, muß die Leute reden lassen."

Sie nickte still vor sich hin und schaute sinnend über die Blumenpracht vor sich.

„Gelächelt", gab ich jetzt ehrlich zu, „habe auch ich das erste Mal ein wenig über Ihr Häuschen, aber je öfter ich es sah, je mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß es eine Geschichte haben muß, und daß in der Wahl seiner Farben eine Absicht steckt. Ja" ich begegnete ihren fragenden Augen, „Ihr Häuschen hat meine Gedanken sehr oft in Anspruch genommen, und es hat mich ordentlich gefreut, als der Tram heute einen unfreiwilligen Halt davor machte. Ich wollte so gern mal etwas von seinen Besitzern wissen. Ist es sehr unbescheiden, wenn ich frage, ob das Haus eine Geschichte hat?"

Die Greisin lächelte fein und reichte mir ihre noch merkwürdig jugendliche Hand.

„Wer mein Häuschen so verständnisvoll betrachtet wie Sie, macht mir eine Freude. Hm, ja, eine Geschichte hats schon, wenn auch nur eine ganz einfache und alltägliche, denn mein Leben war ein Alltagsleben. Ich will sie Ihnen gern erzählen, vielleicht werden Sie von ihr enttäuscht sein. Doch, wir wollen nicht hier in der Sonne stehen bleiben, uns auch nicht ins heiße Zimmer setzen. Kommen Sie nach meinem Ruheplätzchen."

Langsam gingen wir durch den sorgsam gepflegten Garten und machten bei einer von Blumen umschatteten Bank Halt. Das Meer lag dicht vor uns, blauschimmernd und spiegelglatt, und die Stämme einiger Birken an seinem Strande schimmerten silberhell zu uns herüber. Meine Begleiterin forderte mich auf, Platz zu nehmen.

„Das ist mein Lieblingsplatz", sagte sie, „hier kann ich oft stundenlang sitzen und der Vergangenheit gedenken. Diese Birken scheinen mir wir das Symbol von uns Arbeiterfrauen. In der Jugend sind sie licht, hell und schön, aber dann wehen die Stürme über sie und reißen an ihnen. Sie stöhnen und ächzen, beugen sich hilflos, werden rissig und krumm und sind froh, wenn der Sturmwind sie nicht knickt und entwurzelt. So von den Stürmen des Lebens gebeugt und gekrümmt, waren meine Großmutter und Mutter, und so wäre auch ich, wenn das Schicksal es nicht besser mit mir gemeint hätte.

Ich heiratete früh. Mein Mann war ein kleiner Bauer, dem hier ein paar schlechte Aecker und das Häuschen gehörten. Mit Schulden hatte ers vom Vater geerbt, und ich brachte nichts in die Ehe, als ein paar gesunde Arme und Arbeitslust. Schlecht u. recht schlugen wir uns durch, aber gehungert haben wir nie, auch als schnell hintereinander sechs Kinder kamen. Trocken Brot gabs freilich oft genug, aber auch allzeit frohe Laune, und die Arbeit taten wir mit Singen und Lachen. Wir hatten uns lieb, was konnte es Besseres geben?

Seinen Ehrgeiz hatte man freilich auch. Die Schulden sollten abgetragen werden, und das Häuschen wollte mein Mann ausbauen und frisch streichen lassen. Rosenrot sollte es werden, weil es rosige Zeiten bedeutete, wenn wir so weit kamen, und blau sollten die Balken werden, damit man auch bei trübem Wetter ein Stückchen Himmelsblau vor sich hätte."

Die Erzählerin stockte und ein paar Tränen rannen über ihre Wangen. Dann seufzte sie leicht und fuhr fort: „Die rosigen Zeiten hat mein Jens nicht mehr erlebt. Er starb, und im selben Jahr noch die beiden jüngsten Buben. Ach, gnädige Frau, damals war ich auch wie eine Birke, die vom Sturm fast geknickt wird, aber nach dem schlimmsten Sturm kommt immer die hellste Sonne. Die Kopenhagener fingen auf einmal an, Sommervillen zu bauen. Unser dürrer Acker wurde goldener Boden und ich eine wohlhabende Frau. Nur das Häuschen und das Stück Land, auf dem wir unser Gemüse gezogen hatten, gab ich nicht her, soviel man mir auch dafür bot und über das alte schmutzige Gebäude schalt. Das blieb, wie es zu Lebzeiten meines Mannes gewesen; ich selbst aber zog in die Stadt, nahm eine schöne Wohnung und ließ meine Kinder gut erziehen. Und sie sind alle geraten: von den Buben hat der älteste ein Gut in Seeland, der zweite ist Direktor einer Fabrik, der dritte Bankbeamter, und mein Mädchen hat einen Schiffsreeder geheiratet.

Als die Kinder alle versorgt waren, hielts mich nicht länger in den Mauern der Stadt. Wo ich in jungen Jahren die frohesten und schwersten Zeiten meines Lebens verbracht, wollte ich jetzt ein friedliches Alter genießen. Die Kinder schalten, daß ich mir keine stattliche Villa erbaute aber ich bin eine alte, einfache Frau, was sollte ich wohl mit der? Ich dachte an meinen Jens und seines Lebens höchsten Wunsch, das Häuschen auszubauen und anzustreichen. So ließ ich das Häuschen ausbauen und rosenrot streichen in Erinnerung an das rosige Jugendglück. Die Balken wurden blau gemalt, weil er es so wünschte und ich in Treue seiner gedachte. Die goldenen Sonnenblumen aber pflanzte ich jedes Jahr selber davor, weil mein Jens sie so liebte."

Sie schwieg. Still blickten wir beide über das Meer. Die Sonne war untergegangen, rosige Wölkchen stiegen am blauen Abendhimmel empor, unendlicher Friede lag über Wasser und Land. Abendfriede draußen und Abendfriede drinnen in dem rosenroten Häuschen. Mein Ahnen hatte mich nicht getrogen; es war ein fröhliches Haus. Glücklich, wer ein solches Alter hat.

Berufe, die die Not erfand.

Von Paul E. Riedel.

Die Kinder armer Eltern kommen auf allerlei Gedanken, Einfälle und Kniffe, um nur irgendwie eine kleine Verdienstmöglichkeit herbeizuschaffen.

Da nimmt zum Beispiel der Hansl von zu Hause ein leeres Mehlsäckchen, füllt es drüben auf der Wiese mit gelbem, feinem Sand und los gehts — von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. „Brauchens kein' Silbersand? Echter, feiner Silbersand zum Putzen von Messern, Gabeln, Löffeln, das Häferl voll bloß a Zehner! Prima Qualität!" Und manche Hausfrau läßt sich um einen Zehner ein „Häferl voll" geben, teils aus Mitleid, teils, weil sie gerade einen gebrauchen kann. Und Hansl schmunzelt jedesmal, wenn er ein „Geschäft" gemacht hat und freut sich sichtlich, wenn sein Säckchen immer leichter wird. Und wenn es vorkommt, daß mal sein „Geschäft" über die Maßen gut geht und sein Silbersandsäckchen schon vor der Zeit „leergekauft" wurde, so springt er in Freudensätzen zurück zur Wiese, um neue „Ware" zu holen. Ja, Hansl hat eine unversiegbare Quelle! Und abends zählt er dann seine „Zehner!" zusammen und freut sich seines Verdienstes.

Ein anderer „Beruf" von Großstadtgassenbuben ist der eines „Autowärters". Da stellen sie sich an verkehrsreichen Plätzen auf und warten, bis ein Auto kommt. Kaum ist eines angefahren, drängen sie sich schon an den aussteigenden Wagenbesitzer heran und bestürmen ihn, indem sie mit Titeln furchtbar freigebig sind: „Grüß Gott, Herr Kommerzienrat! oder Grüß Gott, Herr Baron! Soll'n mir ihr'n Wag'n bewach'n daß 'r net g'stohlen wird? Mir tun Wach' halt'n bis Sie wieder komm'n. Mir paß'n auf, daß keiner on den Wag'n aus beschädigt und daß keiner net die Messingschraub'n vom Benzinkost'n runterschraubt. Wissens, dös kommt oft vor! Aber, wenn ich auf a Auto aufpaß, kommt so was nit vor. Gell, ich darf ihr schönes Auto bewach'n?

Und der Autobesitzer, der über dieses unerwartete, ehrlich-ulkige Angebot lächeln muß, ob er will oder nicht, läßt seinen Wagen von diesem sachkundigen kleinen Mann bewachen und gibt dem treuen Hüter einen Obulus, in Gestalt eines „Zehner!" oder gar zweier „Zehner!".

Der neueste „Beruf" vieler Großstadtgassenjungen während der Ferien und in schulfreien Stunden ist der eines „Telefonautomatenkontrolleurs". Die Beschäftigung ist absolut nicht anstrengend und besteht, wie schon der Name sagt, im „Kontrollieren" der Telefonzellen. Aber was soll da kontrolliert werden, was einen Groschen oder mehrere einbringt? Ganz einfach! Sie haben sicher schon, liebe Leser, des öfteren in einer öffentlichen Fernsprechzelle telefonieren wollen, Sie haben Ihren Zehner eingeworfen, aber dann keinen Anschluß bekommen, weil — die Nummer belegt war. Je nach Temperament hängt man sodann etwas mißvergnügt, ärgerlich oder gar wütend den Hörer ein und vergißt dabei ganz den wegen des Nichtanschlusses wieder herausgefallenen Groschen mitzunehmen. Diesen jedoch mitgehen zu lassen, ist Sache und Geschäft der „Telefonkontrolleure". Sie „kontrollieren" eine Telefonzelle nach der anderen und jedes vergessene „Zehner" fällt unbarmherzig in ihre Hände.

Kürzlich konnte ich einen ungefähr zwölfjährigen „Telefonkontrolleur" beobachten, wie er gerade einen Zehner „konfiszierte". Ich ließ ihn gerne gewähren. Denn, nimmt er den Groschen nicht, nimmt ihn ein anderer.

Dafür erzählte mir der kleine Mann: etwas aus seiner Praxis: „Also i sag Ihnen, heute gehts Geschäft schon miserabl! Zwei Stund'n lauf i jetzt schon 'rum und hob erscht fuchzig Pfennig beieinanda! Sechzig hätt i eigentlich, ab'r vorhin, da hat's net ganz 'klappt. Nämlich wie i schon dös Zehnerl in meine Händ' heb, da kummt a dick'r Mann daherg'rennt und schreit und macht ein Mordsspektakel und fuchtelt mit seine Händ wie a Wilder 'rum. Da frech's Bürschle, du ganz frech's" hat er zom Wettern ong'fangt, „willst du gleich machen, daß du mei' Zehnerl wiedo hergibst; Grad fällt's mir ein, daß i's lieg'n hab lass'n. Tust's gleich wiedr her du Bürschle, du frech's!" Ja, i sag Ihnen, ein G'schrei hat der g'macht, daß man g'meint hat, i wär a Schwerverbrecher, der ausbrochen is. Ja, a solch a G'schrei zu mach'n wegen a Zehnerl, das is doch allerhand! Dann hab ich fein lumpig's Zehnerl hing'worfen und bin davong'rennt. Das war kein fein'r Mann, der weg'n ein einzig'n Zehnerl solch ein' Krawall macht! Wenn's alle so wär'n wie der, dann könnt'n wir unser „Telefong'schäft" an' Nagel häng'n. Ab'r es is nur gut, daß net alle so sin! Und i sag Ihnen, am best'n is das G'schäft an die Sonntag. Wissen Sie von weg'n was? Nämlich, da bleib'n die meist'n Zehnerl lieg'n. Wissen Sie, da telefonier'n die Liebespoore und die junge Freileins lass'n fast alle ihre Zehnerl lieg'n, nämlich vor lauter Aerger, weil's kein' Onichluß kriegt hab'n!"

Für dieses „Interview" drückte ich dem kleinen „Kontrolleur" fünf „Zehner!" in die Hand. Mit glänzenden Augen schritt er von dannen.

Reichtum der Heimat.

Skizze v. Annemarie Hinrichs-Hamburg.

Der Bauer Claus Harm ist alt geworden in seinem roten Haus mit dem Strohdach und den weißen Balken. Hans, der einzige Sohn, der ihm nach dem Kriege blieb, wurde immer ein wenig verzogen, als die Mutter noch lebte, und ist ein Querkopf. Nun aber hat er sich mit der Tochter des Bauern Jochen Klahm versprochen, die ein stilles und willensstarkes Mädchen ist und Klara heißt.

Hans liebt es mehr, mit seinem Boot Städter über den kleinen Fluß zu setzen, als im Obstland zu arbeiten. „Man macht sich da mehr dreckig, als es einbringt!" sagt er gern und geht stolz umher mit seinem schneeweißen Hemd.

Da kommt er doch eines Tages mit rotem Kopf nach Hause.

„Hallo, Vater, was arbeitest Du noch! Wir sind reich!"

„Ooch Jung", der Alte zieht bedachtsam an seiner Pfeife, „kein Taler schmeckt so gut wie der, für den man mit Schweiß bezahlt."

„Hier steht es: Die Erben des im Jahre 1848 nach Amerika ausgewanderten Peter Klüts mögen sich melden. Peter Klüts stammt aus Steinkirchen, Lübe, Deutschland, und hinterläßt als Teilhaber eines Chicagoer Schlachthauses über eine Million Dollar. Und Peter Klüts, Vater, ist doch der Vetter von Mutter!"

„Jung', Du snackst. Da sind noch die Klüts in Finkenwärder, welche in Nienstedten, und wer weiß, wer sich noch alles meldet!"

Klara ist herübergekommen, um die Kühe zu melken. Sie hat die Unterhaltung von der offenen Stallür her angehört, geht auf Hans zu und legt ihm den Arm um die Schulter. „Wir haben doch genug zum Leben, Hans. Wollen wir nicht dafür dankbar sein?"

Unwirsch macht er sich los. „Ich fahre selbst nach Chicago. Wollen mal sehen, wer die Millionen kriegt und was Ihr dann sagt!" — —

Jene guten Freunde, die gern auf Kosten anderen einen Schnaps trinken, verschaffen Hans die Adresse eines Hamburger Geldmanns, der ihm zweitausend Mark vorstreckt und sich Sicherheit auf sein späteres Vatererbe geben läßt. Hans fährt hinaus in die Welt, um sich das Glück aus Amerika zu holen.

Er kommt nicht nach vier Wochen zurück. Die amerkanischen Behörden verlangen alle erdenklichen Papiere. Es liegen mehr als hundert Anmeldungen aus Deutschland vor, und alle, die Ansprüch erheben, sind mit dem reichen Verblischenen verwandt. Hans hält den Kopf hoch, bis das Geld zuende geht, dann muß er doch schreiben. Soll der Vater den Sohn mittellos im fremden Land lassen? Er geht zur Sparkasse . . .

Und wieder schwinden die Monate. Weihnachten kommt, und Klara sitzt allein bei dem Alten. Ihr Verlobter hat nicht einmal geschrieben. — — —

— — Weiß legt sich der Blütenschleier über Deiche und Täler. Der Fremde starrt entzückt auf die Pracht und geht weiter . . . Um diese Zeit haben die Obstbauern nicht viel zu tun. Vor dem alten Haus von Claus Harms deckt Klara, die jetzt viel bei dem Einsamen weilt, den Kuffeetisch in der Sonne. Der Lautsprecher ist ans Fenster gestellt und macht Musik. Was hat Leo, der Schäferhund? Er springt den Deich hinauf und an einem Baume hoch. Klara schreit auf „Hans!", und da kommt er schon und nimmt sie in die Arme. Den alten Vater küßte er auf die rauhe Backe, und dann bekommt er Kaffee und ein Stück Altenländer Puffer.

„Ihr hattet recht", erzählt er nachher, „es ist nichts mit der Dollarmillion. Ein Dutzend Leute ist nach drüben gefahren, wie ich. Einer hat sich schon erschossen, alle anderen sind in Haß und Streit geraten — und so leben sie drüben und laufen täglich in Chicago aufs Gericht, das noch Jahre brauchen wird, bis es sich entscheidet. Da bin ich also wieder und Ihr könnt mich auslachen . . ."

„Jung', sagt der Vater, „Du warst gescheit, daß Du als erster eingesehen hast, wie sinnlos es ist, fremden Geld, das man nicht kriegt, das verdiente eigene nachzuwerfen!"

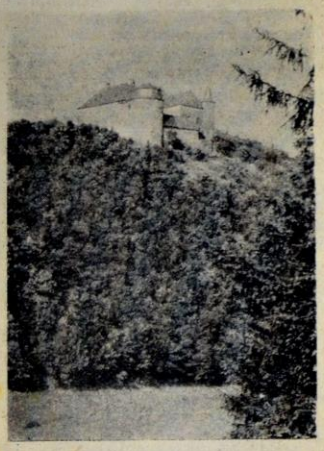
„So faßt Du es auf, Alter? Ja, Ihr seid immer zu gut zu mir gewesen . . . Nun hab' ich in der Welt draußen lernen müssen: nichts ist schlimmer, als auf den Reichtum zu warten, und kein Stück Land ist so schön wie die Heimat! Ihre Erde ist fruchtbar, Klara hat auf mich gewartet und wird mein Weib. Kann ein Mensch noch reicher werden?"

Die schöne Heimat im Bild

Die Wildenburg / Von Eiflianus

Photos: Dr. Janssen

Tief versteckt in einem Seitental oberhalb Wiesen bei Reifferscheid, durch das eiligen Laufes der Manscheiderbach ins Tal hinabschießt, liegt ein fremdliches Dörflein, das den Zugang zur Wil-



Blick vom Manscheidertal (Süden)

denburg behütet. Manscheid, das zur Pfarre Wildenburg gehört. Ungefähr 70 Meter über dem Dörfchen erhebt sich die liebliche Wildenburg auf einem nach allen Seiten steil abfallenden Berggrat in einer Höhe von über 500 Meter über dem Meeresspiegel. Besser ist die Wildenburg von der entgegengesetzten Seite zu erreichen. Wenn man von der Straße Sistig-Blankenheimerwald, dort wo der Weg nach Steinfeld einbiegt, unterhalb Krekel den rechten Arm dieser Straßenkreuzung einschlägt, so erreicht man in einer guten halben Stunde über das idylliche Benenberg die Wildenburg.

Die Wildenburg muß man besuchen, wenn der Ginster blüht. Dann flammen alle Berghänge ringsum im gleißenden Ginstergold. Weithin wogen die üppigen goldenen Büsche, und das Auge kann sich nicht satt trinken an all dieser Eifelschönheit. Dazu kommen noch die prächtigen Blicke zu den benachbarten Höhen.

Die Wildenburg ist mit geringfügigen Ausnahmen gänzlich unversehrt erhalten geblieben. Vielleicht dank ihrer versteckten Lage, vielleicht auch, weil die Mönche von Steinfeld früh in dem Hauptraume der Burg Kirche und Pfarrhaus errichteten.

Schon um 1190 finden wir eine Wildenburg an derselben Stelle, die aber wenig Aehnlichkeit mit der jetzigen schloßartigen Anlage des frühen 18. Jahrhunderts gehabt haben mag. Die Wildenburger, die damals auf der Burg hausten, waren ein Zweig der Reifferscheider, die beide angeblich gemeinsam von den Limburgern abstammten. Die Verwandschaft mit den Reifferscheidern zeigt auch schon das Wappen. Es zeigt uns im silbernen Feld einen roten herzförmigen Schild, darüber einen fünflätzigen Turnierkragen in blau. Auf dem Helm ist je ein rotes und ein silbernes Eselsohr.

Durch Teilung der Reifferscheider Herrschaft erhielt Philipp von Reifferscheid nach dem Tode seines Vaters Wildenburg, während sein Bruder Gerhard Reifferscheid behielt. (1190). Schon früh treten die Wildenburger in Verbindung mit Steinfeld, sei es, daß sie in Fehde oder Streitigkeiten sich befinden, sei es, daß sie dort fromme Stiftungen machen. Solche Stiftungen wurden auch an Himmerod gemacht und zwar im dreizehnten Jahrhundert. Gerhard von Wildenburg erklärte im Jahre 1272, vom Grafen von Luxemburg lehenspflichtig zu sein. 1335 verkauften Gräfin von der Mark-Arenberg, Witwe von Wildenburg und ihr Schwiegersohn Dütt von Born, Herr zu Elsloo, Burg und Land Wildenburg an Graf Wilhelm von Jülich, der sie 1349 dem Erzbischof Walram von Köln zu Lehen auftrug. Im Jahre 1379 war Carsil von Palland Pfandherr.

Um 1340 scheinen die ursprünglichen Wildenburger Ritter ausgestorben zu sein. 1344 sind die mächtigen Jülicher Herren in Wildenburg. Wahrscheinlich begaben sich die Wildenburger wie fast alle kleinen und kleinsten Dynasten unter den Schutz eines mächtigen Geschlechts, indem sie ihren Besitz diesem zum Lehen antrugen. So wurde Wildenburg genau wie Dreiborn, Eicks eine Unterherrschaft von den mächtigen Jülicher Grafen bezw. den Jülicher Herzögen. Einige Hoheitsrechte jedoch blieben im Besitz dieser kleinen Dynastien. Sie brauchten an Jülich keine Steuern zu bezahlen. Sie brauchten dem Jülicher Herzog weder Militär zu stellen noch die Jülicher Truppen zu unterhalten. Nur allgemeine Verwaltungsregeln brauchten sie einzuführen, die im Interesse des ganzen Landes eingeführt wurden, z. B. wenn ansteckende Krankheiten herrschten usw. Insbesondere bleiben alle die 44 Unterherrschaften von Jülich im Besitz der Jagd, der Gerichtsbarkeit, der Atzisen, Steuern, Bergzehnten, der Polizeigewalt und der Gebote und Verbote.

Um 1400 kam die Herrschaft Wildenburg durch Heirat in den Besitz derer von Paland, die ihren Namen von der im Kreise Düren gelegenen Burg Paland herleiten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird dieses Geschlecht in den Grafenstand erhoben. Der erste Graf Florenz 1. war durch seine reichen Heiraten ein wohlhabender Mann, der ein Haus in Brüssel sich leisten konnte und hier an der Spitze der Geusen im Kampfe gegen den Herzog Alba stand. Er unterlag im Kampfe gegen diesen mächtigen Fürst, mußte sein Hab und Gut im Stich lassen, wurde geächtet und sein befestigtes Haus in Brüssel wurde von Alba dem Erdboden gleichgemacht. Neben den Palands saßen auf Wildenburg die sie beerbenden Grafen von Waldeck, von Hatzfeld, von Syberg und von Rollingen.

Gegen 1715 kauften die Mönche von Steinfeld die ganze Herrschaft Wildenburg für vierzig Tausend Reichstaler. Damals war der mächtige Abt Michael Kuell Herr zu Steinfeld. Trotz aller Gegenarbeit von Schmidtheim und Jülich blieb Steinfeld bis zur französischen Revolution im Besitze der Wildenburg. Damals gehörten zu Wildenburg Hahnenberg, ein Teil von Oberreifferscheid, Miescheid, Giescheid, Rodenbusch, Felserhof, Dickerscheid, Untermolsert, Kamberg, Wiesen, Benenberg, Gillenberg, Krekel.

In der Herrschaft Wildenburg lagen auch eine Reihe freier unabhängiger adeliger Höfe, so Bungenberg, Zingscheid, Rodenbusch, Hönningen, Felser usw.

Wie schon oben erwähnt, bauten die Steinfelder Herren auf den Resten der alten Burg, die sie zum größten Teil abreißen ließen, ein wohnlicheres schloßartiges Gebäude. Ein Rest der alten Burg ist der sogenannte Hungerturm mit noch erhaltenen Verließen, in dem die Gefangenen schmachten mußten, und von dem das Volk sich vielerlei geheimnisvolle Spukgeschichten erzählt. (Vergl. Eifelia Illustrata).

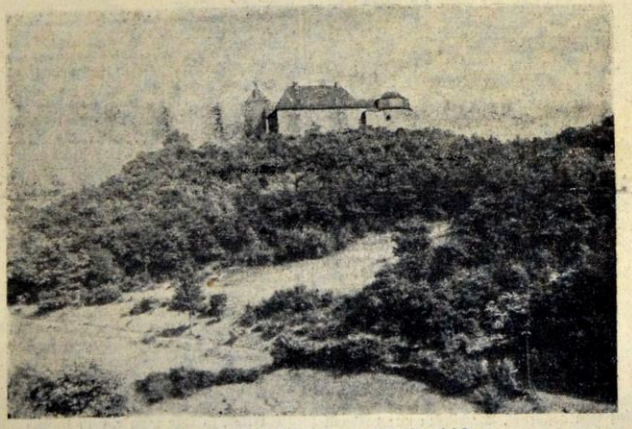
Einen prächtigen Einblick in die mittelalterlichen Verhältnisse einer kleinen Eifeldynastie, der uns zugleich auch ein farbenprächtiges Bild aus der Zeit der Hexenverfolgungen enthüllt, erzählt uns Fahne in seiner Geschichte der Grafen zu Salm-Reifferscheid 1858.

Die hohe Gerichtsbarkeit über Leben und Tod hatte sich bei der Teilung und Abzweigung von Reifferscheid dieses selber ausbedungen. Da Reifferscheid räumlich kleiner war, hielten es die Wildenburger schon lange unter ihrer Würde, dieses Privileg des Nachbarlandes anerkennen zu müssen.

Marsil von Palland ließ am 28. September 1627 im Wildenburgischen einen Galgen aufrichten, um einen Mann und zwei Frauen, die in einen Hexenprozeß verwickelt waren, zu verbrennen, nachdem sie vorher gefoltert worden waren und unter diesen furchtbaren Qualen die Zauberei zugegeben hatten. Diese armseligen Deliquenten sollten zunächst durch Erhängen vom Leben zum Tode befördert werden, um dann noch obendrein verbrannt zu werden, damit ihre Ueberreste nicht noch schädlich werden konnten.

Ein Graf Werner von Reifferscheid hatte von diesem Hexenprozeß erfahren. Mit seinen Reisigen sprengte er gegen Wildenburg, wo er die feierlich grausame Hinrichtung gewaltsam unterbrach. Die Wildenburger Gaffer umstanden in hellen Haufen das gräßliche Schauspiel. Mit ihren Donnerbüchsen schossen die Reifferscheider in die Volksmenge, so daß ein Wildenburger sofort tot blieb. Der Scharfrichter und acht Wildenburger, die an der Hinrichtung beteiligt waren, wurden von den Reifferscheidern arretiert und nach Reifferscheid gebracht, wo sie ins Verließ geworfen wurden. Daß die beiden adeligen Herren sich vor versammeltem Volk gegenseitig in die Wolle gerieten, können wir unschwer erraten, zumal der Galgen von den Reifferscheidern zerstört und der Scheiterhaufen ausgelöscht worden war.

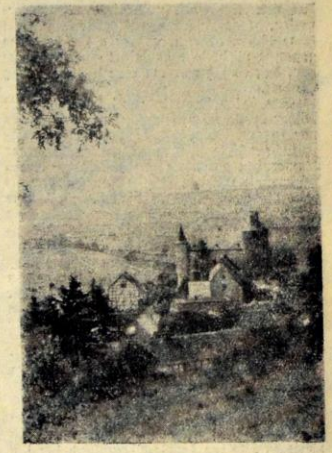
Kaum hatten sich die Reifferscheider Mannen entfernt, als der Freiherr von Palland den Befehl gab, einen neuen Scheiterhaufen zu errichten, wo die armen Unglückseligen bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. Graf Werner legte heftigen Protest ein und sandte zu diesem Zweck seinen Sekretarius und den Notar nach Wildenburg. Der Bericht dieser beiden ist in den Akten des Reichskammergerichtes erhalten und befindet sich heute in Speyer.



Die malerische Wildenburg (Westansicht)

Von 1905—1911 wurde die Wildenburg restauriert. Die Provinz, die erzbischöfliche Behörde, Kaiser Wilhelm 2. ermöglichten die Instandsetzung, wozu noch Zuschüsse aus Lotteriemitteln kamen.

Aus dem Burghause entstand die Pfarrkirche, indem man die Zwischendecke fortnahm und das Dachgeschoß veränderte. Das Erdgeschoß des angrenzenden Wohnturmes, der auch zugleich Bergfried war, wurde zur Sakristei gemacht, während ein flankierender Treppenturm heute als Glocken-



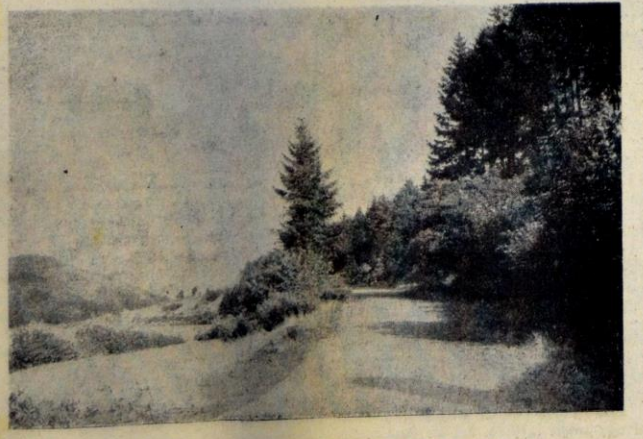
Gesamtansicht der Wildenburg von Osten

turm fungiert. Die Einrichtung der Wildenburger Pfarrkirche, soweit sie von 1717 stammt, dem Jahre des Umbaues der Burg in die Kirche, ist in Steinfeld hergestellt worden, wo sehr viele Altäre, Bänke, Chorgestühl usw. für die ganze Nordeifel angefertigt wurden, da in Steinfeld unter den Mönchen, Handwerkern, Künstler saßen, die die Kunst des Barock beherrschten.

Drei Türme beherrschen heute noch das eindrucksvolle Bild der gesamten Burganlage, die mit dem Burgflecken, dem Wirtschaftshof und den Resten der Ringmauern uns ein malerisches Bild einer Eifeler Ritterburg gewährt. Der mächtige Wohnturm mit seinen vier Stockwerken, der Wehr- und Bergfried, zeigt noch in allen Teilen die alten mittelalterlichen Kamine, Mauertreppen, gotische Dreipässe und den alten Wehrgang, der zugleich mit dem obersten Geschoß als Ausguck diente.

Auf der Südwestecke liegt der schwere sog. Verteidigungsturm, der Mauern von einer Dicke von beinahe 5 Metern aufzuweisen hat. Die ungeheure Dicke hat er, um das Geschützfeuer aushalten zu können. Er konnte nach dem damaligen Stand der primitiven Feuertechnik, die nur Steinkugeln schießen konnte, kaum bezwungen werden. Die beiden untersten Geschosse dieses am stärksten befestigten Turmes dienten als Burgverließe. Sie werden im Volksmunde als Hexenturm bezeichnet.

Die ehemaligen Priorateigebäude, die jetzt Pfarrhaus und Schule sind, wurden von den Steinfelder Mönchen in prächtigem Zusammenklang mit der alten Burganlage errichtet. Sie wurden auf die alten Befestigungsanlagen im Westen errichtet. (Vergleiche Wackenroder, die Kunstdenkmäler im Kreise Schleiden.)



Das Manscheider Tal am Fuße der Wildenburg

Die Wildenburg, ehemal. Burghaus, heute Pfarrkirche

Der Mann im Baumstamm.

Abenteuerliche Flucht aus Sowjetrußland — Der betrunkene Gefängniswärter — Im Schlepptau eines Zollbootes

Von Eberhard Hesseloh.

Seit fünfzehn Jahren lastet das Sklavenjoch des Bolschewismus auf dem russischen Volk. Die Intelligenz, die einst führenden und am Zusammenbruch Rußlands mitschuldigen Kreise, haben das Sowjetreich zum größten Teil verlassen. Die gebildete Jugend ist vielfach zurückgeblieben, teils weil sie von den Eltern getrennt wurde und nicht flüchten konnte, teils weil die Ideen des Kommunismus in ihren unreifen Köpfen Begeisterung weckten.

Umso größer mußte die Enttäuschung nach der Ernüchterung werden. Das Schicksal eines jungen Russen ist — abgesehen von den Einzelheiten seiner abenteuerlichen Flucht — das von Tausenden unter seinen Altersgenossen. Der Name des Betreffenden spielt keine Rolle. Wenn er hier als Schzebatov genannt wird, so muß sofort erwähnt werden, daß es sich nur um eine Vermummung handelt.

Schzebatov stammte aus den Kreisen der früher herrschenden Intelligenz und war bis vor kurzem Student der Medizin im weißrussischen Polozk. Im engen Kreise seiner Kameraden glaubte er einmal, seiner Unzufriedenheit mit den Mißständen im Sowjetreich Ausdruck geben zu dürfen. Zu seinem Leidwesen erfuhr er durch eine Vorladung vor den Volkskommissar, daß sich in den Reihen seiner Kommilitonen ein Verräter befinden mußte. Er erhielt eine strenge Verwarnung. Der junge Student hatte einen Kameraden, einen Juden, im Verdacht, der Spitzel zu sein. So rannte er beim nächsten Fußballspiel den Verräter „versehentlich" über den Haufen und verletzte ihn erheblich.

Seine Rache trug dem Studenten die Verurteilung zu sechs Wochen Gefängnis ein, und weil er den Spitzel vor Gericht einen Verräter nannte, wurde er zur Strafe auf halbe Ration gesetzt. In seiner Zelle kam Schzebatov zu der Erkenntnis, daß ein weiteres Bleiben in Sowjetrußland für ihn nur zur Hölle werden konnte. Die kleinlichen Quälereien des Gefängniswärters beschleunigten seinen Entschluß. Als der Mann ihm eines Abends das Essen brachte und ihn in seiner gewohnheitsmäßigen Trunkenheit aufs Uebelste beschimpfte, fiel Schzebatov plötzlich über ihn her. Dem jungen Studenten gelang es, den weit Stärkeren niederzuringen und ihn zu betäuben. Er zog dem Ohnmächtigen den Militärmantel aus, warf sich diesen über die Schultern, nahm das Schlüsselbund des Wärters an sich und stahl sich aus dem Gefängnis. Er konnte die Posten täuschen und gewann in der Dunkelheit den Wald.

Schzebatov war frei. Doch er wußte, die Sowjetbehörden würden ihn wie die Spürhunde verfolgen und besonders die nahe polnische Grenze überwachen lassen. Deshalb wollte er sich für die nächsten Tage oder Wochen im ausgedehnten Waldgebiet nördlich Polozk verborgen halten.

Er lebte in den nächsten beiden Wochen wie ein Tier, stahl nachts dem Vieh die Steckrüben aus den Krippen, bis er fühlte, daß es so nicht weiter gehen konnte. So lag er eines Tages erschöpft im Gebüsch, wenige Schritte von einem Waldweg entfernt, als er eilige Tritte hörte. Er richtete sich auf, sah einen Mann mit allen Anzeichen der Bestürzung vorüberrennen. Da zwang ihn eine innere Stimme, den Fremden anzurufen: „Was ist, Kamerad, warum läufst du so?" Der Mann blieb stehen, sprudelte hervor: „Ich muß den Arzt holen, dort drüben im Dorf, zwei Werst von hier. Mein Kind hat sich verletzt und verblutet!" Er wollte weiter laufen. Schzebatov hielt ihn zurück: „Ich bin selbst Arzt."

Die Verletzung des Kindes war nicht so schwerer Art. Der Vater, ein Witwer, der als Holzfäller mit seinen beiden Kindern allein im Walde hauste, fühlte sich dem Fremden zu größtem Dank verpflichtet. So vertraute ihm der Flüchtling sein Schicksal an. Der Holzfäller, selbst mit den Zuständen in Sowjetrußland unzufrieden, bot dem Studenten seine Hütte als Zuflucht an: „Du kannst bleiben, bis wir einen Ausweg für Dich gefunden haben."

Darüber vergingen Wochen. Niemand störte die Einsamkeit. Eines Tages sagte der Holzfäller: „Ich habe den Weg gefunden. Wir höhlen drüben am Dünaufer einen der großen Stämme im mittleren Drittel aus zum Einbaum. Den Boden beschwerst Du mit Steinen, damit der Stamm im Wasser nicht rollt, und aus der weggeschnittenen Rinde machen wir ein Dach, das genau über die Höhlung paßt. Wenn niemand Dich beobachtet — es gibt wenig Dörfer hier an der Düna — so kannst Du das Dach fortschieben und rudern. Ist Gefahr im Verzug, dann deckst Du es über Dich und machst es von innen fest."

Schzebatov war mit dem Vorschlag sofort einverstanden. Er erkannte zwar die Abenteuerlichkeit des Fluchtplanes, aber es blieb ihm keine andere Möglichkeit. So nahm er eines Tages mit Dank von seinem neuen Freund Abschied, und ein Stoß des Holzfällers trieb den Einbaum in die Düna hinaus.

De Strömung war schwach, und das schwere Boot kam nur langsam vorwärts. Oft genug stieß es mit anderen Stämmen zusammen, die von Holzfällern längs des Flusses ins Wasser gerollt worden waren, um auf diese billige Weise nach Riga geschafft zu werden. Als die Nacht zu dunkel wurde, trieb Schzebatov seinen Einbaum in eine kleine, von Stämmen erfüllte Bucht, deckte das Dach über seine Höhlung und legte sich in seinem Versteck nieder.

Als er erwachte, stahlen sich durch die Luftlöcher im Dach Lichtstrahlen herein. Es war Tag, und gleich darauf merkte Schzebatov, daß sein Einbaum flußabwärts schwamm. Dann hörte er Stimmen: „Was haben wir da für einen faulen Stamm in unser Floß gebunden!" Eine Eisenspitze stach durch das Rindendach.

Der Flüchtling wußte jetzt genug. Er mußte um jeden Preis vom Floß loskommen, in das sein Stamm mit anderen gebunden worden war. Ein paar Stunden später gelang es ihm im letzten Augenblick. Das Floß hielt. Eine Lokomotive pfiff in nächster Nähe. Zweifellos wurden hier die Stämme auf der Eisenbahn verladen. Für Schzebatov bedeutete das die Entdeckung oder den Hungertod.

Die Flößer schienen an Land gegangen zu sein, um zu vespern. Schzebatov streckte vorsichtig einen Arm mit dem Messer in der Hand unter dem Rindendach hervor. Er fand die Taue, die seinen Stamm mit anderen verbanden, schnitt sie durch, und plötzlich löste sich das Floß auf, die einzelnen Bäume schwammen den Fluß hinab. Die Flößer schrien und liefen hinterher, fischten ein paar Stämme auf, zuckten hinter den anderen her die Achseln: „Nichts zu machen."

Schzebatov wußte die Grenze in nächster Nähe. Er wollte sie im Stamm zusammengekauert, überschreiten. Doch plötzlich hörte er Motorengeräusch und bald darauf russische Worte: „Sieh die vielen Stämme da! Wir sollten sie nicht den Polen überlassen. Wir können sie schon selbst verwerten." Gleich darauf trieb etwas Hartes gegen Schzebatovs Stamm. Ein plötzlicher Ruck warf den Flüchtling gegen die Wand seiner Höhle. Der Einbaum war von einer Schlinge eingefangen und befand sich im Schlepptau des Motorbootes.

Doch bald wurde Halt gemacht. Die Stimmen entfernten sich. Schzebatov wagte einen Blick unter dem gelüfteten Rindendach hervor. Es war Abend, und die Mannschaft des Zollbootes, das seinen Stamm mit anderen eingefangen hatte, wollte scheinbar hier übernachten. Mit einem Hieb schnitt der Flüchtling das Tau durch, das sein Fahrzeug hielt, und der Einbaum schwamm flußabwärts.

Als der Morgen zu grauen begann, kroch er wieder in seine Höhle. Er wußte nicht, ob er die Genze schon überschritten hatte. Er wollte sich der Sicherheit halber noch ein paar Stunden lang treiben lassen.

Plötzlich beschleunigte der Einbaum sein Tempo. Das Brausen eines Wehrs drang durch die Luftlöcher zu Schzebatov. Der Stamm fiel, drehte sich im Strudel, Wasser drang unter das Rindendach, füllte rasch den Raum. Schzebatov wollte sich freimachen, warf das Dach zur Seite, fand sich in den schäumenden Wellen unterhalb des Wehrs, Wasser schlug ihm in den Mund. Er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Bett, und ein Mann beugte sich über ihn: „Wir haben Dich gerade noch rechtzeitig herausgefischt, mein Lieber. Nein, Du brauchst keine Angst zu haben. Du bist nicht mehr in Rußland."

Ecke der Hausfrau.

Praktische Winke für die Weihnachtsbäckerei

Sparen ist heute die Parole für die Hausfrauen — denn sie müssen wohl oder übel mit dem stark gekürzten Wirtschaftsgeld auskommen. Da kommt auch das Selbstgebackene wieder zu Ehren — besonders für die Festtage, wo es in erheblichen Mengen benötigt wird. Es schmeckt nicht nur besser als fertig gekauftes, es ist auch bedeutend billiger. Die Hausfrau darf aber bei der häuslichen Bäckerei bestimmte Regeln nicht außer acht lassen, will sie das Gelingen ihres Werkes nicht gefährden. Vor allen Dingen heißt es, den Zutaten eine große Aufmerksamkeit schenken. Hier gilt die Regel: das Beste ist das Billigste! Man verwende nur trocknes und gesiebtes Mehl, feuchtes Mehl besitzt keine Bindekraft, der Teig geht nicht und das Gebäck wird schwer. Wo es möglich ist, verwende man Butter, die dem Gebäck einen feineren Geschmack verleiht und es zugleich nahrhaft macht.

Die gepulverten Triebmittel, wie Hirschhornsalz, Natron, Backpulver, gibt man vorteilhaft erst ganz zuletzt in den Teig, und zwar löse man sie in etwas Milch auf, damit sie sich gleichmäßig verteilen. Backpulver wird am besten mit dem Mehl durchgesiebt, aber erst kurz vorher, ehe man dieses in den Teig gibt.

Nur die im Backen sehr geübte Hausfrau kann es sich erlauben, die Zutaten nach Gutdünken zu nehmen, für die andern ist es angebracht, sich genau nach der Backvorschrift zu richten und die angegebenen Mengen abzuwiegen, sonst sind sehr unangenehme Ueberraschungen die Folge. Alle Formen müssen eingefettet und entweder mit Semmelmehl oder feinen Zwiebackkrumen oder Grieß verstreut werden (Blechkuchenformen werden meist mit etwas Mehl nach dem Einfetten bestreut). Sie dürfen nur halbvoll gefüllt werden, da ja der Teig steigt. Man darf Kuchen nie gleich stürzen, wenn sie aus der Röhre kommen, sondern lasse sie stets auskühlen, in heißem Zustande fallen sie infolge ihrer Schwere zusammen. Dagegen müssen Blechkuchen gleich nach dem Backen mit einem etwas angewärmten Messer vom Blech gelöst werden.

Das Gelingen der Kuchen hängt auch sehr von der richtigen Backzeit ab, ein Zuviel oder Zuwenig kann großen Schaden anrichten. Im allgemeinen gelten folgende Regeln: Hefeteig braucht eine gleichmäßige Mittelhitze, während der ganzen Backzeit, mit Ausnahme von Stollen und Napfkuchen, die etwas mehr Hitze vertragen. Auch Backpulverkuchen verlangt Mittelhitze. Kleingebäck braucht meist nur gelinde Hitze — man richte sich stets nach den Rezepten, die ja den Hitzegrad angeben.

Es empfiehlt sich, den Kuchen nie direkt in den Ofen zu stellen, sondern auf einen Backstein oder eisernen Ring oder umgestülpten Blumentopf-Untersatz. Ist die Oberhitze zu stark, so decke man ein weißes, eingefettetes Papier über den Kuchen, damit er nicht zu schnell dunkel wird. Wer einen Gasbackofen besitzt, ist gut daran, denn er kann die Hitze nach Wunsch regulieren und braucht weder ein Verbrennen noch ein zu langsames Backen zu befürchten. Auch mit der Gasbackform läßt es sich bei einiger Vorsicht gut arbeiten. Will man feststellen, ob Kuchen oder Torten gar sind, so steche man mit einem reinen Strohhalm, einem dünnen, glatten Hölzchen oder einer Stricknadel hinein. Sind diese beim Herausziehen ganz trocken, dann ist das Gebäck gar, hängt noch Teig daran, dann muß es noch weiter backen. Zu vermeiden ist ein Oeffnen der Ofentür während des Backens, geschieht es dennoch, so soll man sehr vorsichtig sein, da sonst der Kuchen zusammenfallen kann.

Lösen sich Napf- und Kastenkuchen nicht aus der Form, obwohl man sie vorher erkalten ließ, so lege man ein in kaltem Wasser ausgewrungenes Tuch um die Mitte der Form — nach wenigen Minuten kann man den Kuchen tadellos stürzen. Gebäck, das man aufheben will, muß stets ganz kalt sein.

E. B.

Brathering fängt Diebe.

Ein nächtliches Erlebnis

berichtet von Alois Brunner

Da es nachts um zwei Uhr war und Herr August Brathering eben aus dem „Schweren Gustav" kam, so hielt er auf der dunklen Straße Selbstgespräche: „Mein Lieber, wenn man es richtig betrachtet, so bist Du ein großer Hornochse gewesen. Da haben sie Dir beim Skatspielen fast zehn Mark abgeknöpft, und Du kannst noch froh sein, daß Du nicht den letzten Zwanzigmarkschein hast anbrechen müssen. Dabei hättest Du garnicht so viel zu zahlen brauchen, wenn Du nur besser gespielt haben würdest. Zum Beispiel, den letzten Grand mit dreien aus der Hand, den Du verloren hast, den hättest Du . . . Was ist denn da drüben los?"

Obwohl Herrn Bratherings Gedanken so sehr mit den verlorenen Spielen beschäftigt waren, besaßen seine Sinne Aufnahmefähigkeit genug, um etwas Ungewöhnliches festzustellen: Drüben auf der andern Straßenseite, im Laden des Schneidermeisters Gucklhein, war etwas nicht in Ordnung. Die Gaslaterne, unter der August Brathering stand, warf zwar ihr flackerndes Licht kaum bis über die Straße hinüber, aber der matte Schein genügte doch, um ein bleiches Gesicht ein wenig zu beleuchten. Unheimlich blinkten die Augen aus dem Dunkel des Ladenfensters herüber. Der Mann selbst bewegte sich nicht. Sicherlich hatte er den nächtlichen Spaziergänger entdeckt und wollte sich nicht verraten. Also: ein Einbrecher!

Aber dem Kerl sollten alle Finten nichts helfen. Der Lump rechnete eben nicht mit dem scharfen Auge eines August Brathering. Er sollte es aber kennenlernen! „Nun warte ne Fäuste dazu!" knurrte der Held im nächtlichen Spaziergänger.

Die zweite Seele aber in Bratherings Brust aber, die vorsichtige, erhob Einspruch gegen einen solchen Entschluß: „Schließlich sind es zwei — oder gar drei —, und gegen so eine Uebermacht kannst Du nichts ausrichten. Außerdem mußt Du Dich Deiner Frau und dem Staat erhalten. Also . . ."

Also dachte August Brathering nicht mehr daran, daß er acht Halbe und etliche Schnäpse getrunken hatte. Er hob die Beine und sauste in Eilzugsgeschwindigkeit um ein paar Ecken herum. Vor einer Haustür hielt er, läutete Sturm.

Nach drei Minuten ging über ihm ein Fenster auf. Eine dicke Nase, mattschimmernd im Schein der schwachen Straßenbeleuchtung, forschte in die Nacht hinaus: „Was ist denn los?"

„Herr Gucklhein, machen Sie auf, sofort. Es ist sehr eilig!"

Friedrich Wilhelm Gucklhein, Schneidermeister schlug die Hände zusammen, als er im Hausflur den nächtlichen Besucher erkannte: „Herr Brathering, Sie? Zwei Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen. Wundert mich, daß Sie noch wissen, wo ich wohne. Sie bringen mir sicher . . ."

August Brathering winkte ungeduldig und etwas unangenehm berührt, rasch ab: „Darüber können wir ein anderes Mal sprechen. Kommen Sie, kommen Sie, in Ihrem Laden sind Einbrecher!"

Den Schneider überlief es kalt. Sicher nur, weil er im Hemd dastand. „Ich ziehe nur meinen Rock über," bebte er. Herr Brathering ließ ihn nicht laufen: „Keine Zeit, keine Zeit. Inzwischen ist Ihr Laden vielleicht ausgeplündert." — „Dann holen wir wenigstens den Schutzmann, der an der Ecke Friesenstraße und Kantplatz steht," wagte Herr Gucklbein einzuwerfen.

Die beiden trabten davon. Sie hatten Glück. An der Ecke stand der Schutzmann Plaggemeyer, freute sich, daß er um drei Uhr abgelöst werden sollte. Die Unterbrechung seines friedlichen Nachtdienstes war für ihn nicht angenehm: „Einbrecher im Laden von Gucklhein!" Mit dem verbissenen Mut der Wut und Verzweiflung packte er Pistole und Gummiknüppel: „Los!"

Der Schutzmann schlich über die Straße hinüber. Herr Brathering sah den Schneidermeister an. Herr Gucklhein gab den besorgten Blick zurück. Und schließlich setzten sich beide in Bewegung, weil keiner vor dem anderen davonlaufen mochte. Nur der Schneidermeister wagte zu seufzen: „Was für ein Abenteuer! Ich dachte schon, Sie wollten mir . . ."

„Mut!" warnte August Brathering, hob schlagbereit den Gummiknüppel und stellte sich hebend — natürlich nur vor lauter Ungeduld — neben die Tür. Der Schneidermeister packte das Seitengewehr mit beiden Händen. Jetzt!

Im Laden wurde es plötzlich lebendig. Irgend ein menschlicher Körper schlug dumpf gegen einen Schrank: „Verflucht!" Dann brüllte es: „Hände hoch!" Zwei Mann vor der Tür klapperten mit den Zähnen.

Einen Augenblick herrschte Stille. Dann dröhnte wieder die Stimme des Schutzmanns: „Hände hoch!" Drinnen im Laden sprang irgend jemand, stolperte.

Die Fensterscheibe zersplitterte. Ein Mensch stürzte kopfüber auf die Straße. Lag steif und still. Vielleicht hatte ihn der Gummiknüppel in August Bratherings Hand den Rest gegeben.

Sonst rührte sich ein paar Sekunden lang nichts. Dann kreischte Herr Gucklhein Mord und Brand: „Ist das der Einbrecher? Meine Wachspuppe! Mensch, Wachtmeister, Brathering, Ihr seid vollkommen verrückt geworden! Meine Fensterscheibe!"

Der Schutzmann kam durch das Schaufenster geklettert: „Nun beruhigen Sie sich doch! Ich bin eben gestolpert, als ich den Kerl packen wollte, und da ist die dumme Puppe ins Fenster geflogen. Wir haben doch alle gut gemeint. So ein Irrtum kann doch passieren."

Herr August Brathering meinte das gleiche und wollte sich entfernen, nachdem seine Hilfe anscheinend nicht mehr erforderlich war. Doch der Schneidermeister hielt ihn fest: „Weglaufen, das wäre so das Richtige! Zwei Jahre lang haben Sie sich nicht sehen lassen, weil Sie mir zwanzig Mark schuldig sind. Das — das —" Er hatte sich in maßlose Wut hineingeredet und fuchtelte Herrn Brathering mit dem Seitengewehr vor der Nase herum: „Mein Geld will ich haben, Wachtmeister, er soll mir mein Geld zahlen, dieser . . . dieser . . ."

Jetzt erst bemerkte der friedliebende Staatsbürger August Brathering, daß in fast jedem der nächsten Fenster ein aus dem besten Schlaf Geweckter lag und dem Schauspiel mit lebhaftem Interesse zusah.

Da griff er seufzend in die Tasche und zog den letzten Zwanzigmarkschein heraus: „Hier!" Er entschwand in Eile.

Doch hinter der nächsten Straßenecke blieb er stehen: „Halb vier Uhr und kein Geld mehr! Was wird die Alte sagen?" Leidgebeugt schritt er heimwärts.